

Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun

Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden

Band: 28 (1968-1969)

Heft: 5

Anhang: Historische Aufsätze

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HEFT 1

KRISTALLREIHE

Martin Schmid

Historische
Aufsätze



Calven-Verlag Chur

In der neu eröffneten Kristallreihe
des Calven-Verlages erscheinen im
Jahre 1969 folgende Hefte:

1. Martin Schmid, Historische Aufsätze.
2. Graubündens Schlösser und Päläste, I. Folge.
3. Arthur Manuel, Vom ewigen Leuchten, Betrachtungen.

Für 1970 ff. sind folgende weiteren Hefte in Vorbereitung:

Paul Emanuel Müller, Dichter erleben Graubünden.

Ulrich Christoffel, Leonhard Meißer, der Maler und sein Werk.

Heinrich Jecklin, Chur in alten Photos.

Felix Humm, Joh. Hch. Lambert in Chur 1748—1763.

Die Reihe wird fortgesetzt

Martin Schmid, Historische Aufsätze

Historische Aufsätze

Martin Schmid

Historische Aufsätze

Kristallreihe, Heft 1

Calven-Verlag 1969

Druck: Bischofberger & Co., Buchdruckerei Untertor, Chur

Inhalt

	Seite
Die Schinznacher Tafelrunde von 1777	9
Goethes Erziehungsideen	16
Matthias Claudius	28
Johann Gaudenz von Salis-Seewis	36
Die «Schillerlocke» im Rätischen Museum	52
Stiller Berg, viellieber Wald	61
Georg Luck	65
Nietzsche in Chur	72
Hinweise	80

Zu den Illustrationen

Das Cliché der Ansicht von Schinznach verdanken wir der AG Bad Schinznach, dasjenige von Goethe dem Artemis-Verlag, Zürich.

Herr PD Dr. Christian Padrutt, Jenins, hat uns freundlicherweise das in seinem Besitz befindliche Originalgedicht Gaudenz v. Salis-Seewis' zur Verfügung gestellt, während wir das Gedichtmanuskript Georg Lucks der Familie des Dichters verdanken.

*Geschichte ist ein einziger Bildteppich. Kein Auge
vermag mehr als eine Handbreit zu umfassen.*

Thornton Wilder



Die Schinznacher Tafelrunde von 1777

Auf dem gewitterschwarzen Hintergrunde des gefährlich schleichenden Zerfalls der alten Eidgenossenschaft hebt sich die Schinznacher Tafelrunde der Patrioten wie ein farbig-bewegtes Bühnenspiel ab. Sie nannte sich Helvetische Gesellschaft und vereinte zur Freude des Gründers, des Basler Ratschreibers Isaak Iselin, seit dem Mai 1761 jährlich im alten Schwefelbad von Schinznach die Besten des Landes: Adel und Bürgerliche, Katholiken und Evangelische, Ratsherren, Ärzte, Professoren, Fabrikanten, Kaufleute und Offiziere aus regierenden Orten, aus zugewandten und Untertanen-Landen. Im Kummer um das Schicksal des bedrohten, ausgehöhlten Vaterlandes erlebten sie den gleichen Schmerz, im tränenreichen Glücksgefühl der Freundschaft schmolzen alle Standesunterschiede, und der Hochflug kühner Pläne von Verbrüderung und reiner Glückseligkeit, die werden sollten, hob alle gleichermaßen ins luftige Reich der Ideen. In jedem Geschichtsbüchlein für unsere Jugend prangt, als lebten wir noch in der Zeit der Perücken, die beispielhafte Episode, wie der würtembergische Prinz den Zürcher Kleinjogg an den Arm nimmt und sich mit dem philosophischen Bauern über Saatgut und Feldbau tiefsinnig unterhält. Man stößt ja überall an den Himmel, wenn man die Erde recht betrachtet.

Die Historie hat uns schon längst berichtet, wieviel wohlgemeinte Pläne und Vorschläge zur Behebung der Mißstände des Landes in Schinznach besprochen, wie viele anfeuernde Berichte und Auffmunterungen beklatscht wurden, welche berauschenden Prophetien wie buntes Feuerwerk aufstiegen. Nicht leicht aber fühlt unsere kühle, von Skepsis zerrissene Zeit die Begeisterung, die Herzensergüsse, die Glückseligkeit der Freundschaft nach, welche die Herzen der Teilnehmer sättigten, nicht gebührend schätzt sie die Spässe, übermütigen Scherze, Verse und Tischgespräche, die kindlich erheiterten. Es ist gelegentlich himmlische Heiterkeit, die über dem Silberschilf der nahen Aare und in den Kronen der Bäume unter dem Waldkamm der Habsburg glänzte, Geist einer Zeit, welche die Humanität als Stern der Sterne verherrlichte.

Als

Ulysses von Salis-Marschlins, bis 1768 französischer Minister in Bünden, sich von der größten Enttäuschung seines Lebens aufrichten wollte, war es Schinznach, das ihm wieder Mut und Tatkraft schenken durfte. Ich werde dem Leser diesen faustischen Geist kurz vorstellen müssen. Ulisses, aus dem Geschlecht der Salis, der sich nach dem Schlosse Marschlins am Fuße des dunklen Valzeinerberges Salis-Marschlins nannte,

war im 18. Jahrhundert der führende Kopf der Salis-Partei, leidenschaftlicher Politiker, intrigant und gar zu oft wenig wählervisch in den Mitteln, wenn es galt, die gegnerischen österreichischen Adelsfamilien Bündens zu bekämpfen. Aber es wohnte noch eine andere Seele in seiner Brust. Hochgebildet, künstlerisch begabt, allem Schönen und Hohen zugewandt, mit den Besten Helvetiens und Deutschlands verbunden, opferte er ein gewaltiges Vermögen für die Schule, die von Martin Planta und Nesemann in Haldenstein errichtet und im Halleschen Geiste geführt wurde. Er nahm sie in sein mit großen Kosten ausgebauten Schloß auf, wandelte sie zum Philanthropin um und träumte davon, daß solche Philanthropine, über ganz Europa verstreut, Menschenverbrüderung, Glück, Wohlergehen, Tugend und Adelsschönheit bringen würden. Bündner und Schweizer Buben, Französlein, Deutsche, einige Holländer lernten nach Basedows Kupfern in den nach den neun Musen getauften Lehrkammern des viertürmigen Schlosses, reisten tagelang in die Berge und Bäder, wallfahrteten sonntags singend zu den Tempelstätten am Berg, um das Hohe zu preisen und das Ewige zu verehren. Aber das hochgemute Erziehungswerk zerfiel aus mancherlei Gründen gar bald; der Fürsorger der Schule, wie sich Ulysses nannte, versank in Schwermut und war nahe der Verzweiflung. Da begab er sich auf Reisen, um dann bald zurückzukehren und im alten Schinznach die Freunde zu treffen und sich in ihrem Kreise zu Mut und Lebenskraft zurückzufinden. Das war im Jahre 1777.

Aber ich will nicht Salis' Geschichte erzählen; das ließe sich in Kürze gar nicht tun, ohne zu verzeichnen und die

Grundrisse zu verschieben. Ich möchte einige der Männer betrachten, die in dieser Gesellschaft saßen, einige wenige Medaillons ins Licht heben, welche an die seltsam verschlungenen, ewig wunderlichen Wege menschlicher Schicksale erinnern. Man wird annehmen dürfen, daß Salis schon der Gegenstand der Verhandlungen genugsam in freudige Erwartung versetzte, sprach doch der Vorsitzende, Junker Doctor Stockar von Neunform, über den Begriff des Vaterlandes. Er malte das Bild eines geschlossenen Staates, in dem die Grenzen der Cantons verschwunden und alle Bewohner gleiche Rechte hätten. Schinznach aber sei das Mittel, den Glauben an das allgemeine Vaterland zu stärken. Unsere entzückten Augen, so redete er, stelle sich das allgemeine Vaterland selbst in der liebenswürdigsten Gestalt dar; alles, was wir sehen und hören, ist sein Bild; was ein Stand dem andern seyn und werden kann, das sind wir einander: Vergessen aller Cantons Unterschiede, und haben kein anderes Geschäft, als uns dem Gefühl des Glücks zu überlassen, Söhne Helvetiens zu seyn, das unser aller Mutter ist.

Ein dreytägiges Wolleben des Geistes war diese siebzehnte Versammlung der Helvetischen Gesellschaft, meldet der Berichterstatter, von der ersten Minute bis an den Abschied stets abwechselnd und erhöht.

Dieses Wohlleben des Geistes, die Geselligkeit, Freundschaft, die gemeinsamen Spaziergänge, die Aussprachen, Tafelfreuden, Witz und Spaß mögen mehr noch als Stockars vaterländischer Sermon der Gesundbrunnen gewesen sein, der den verwundeten, in Kämpfen und Niederlagen vereinsamten Bündner Edelmann zu erquicken versprach und seinen

lebhaften Geist ins Sprühen bringen konnte. Pathos des Kosmopoliten und ätzende Ironie lagen ihm wie Witz und kindlicher Spaß. Er hatte für die Stunden der Geselligkeit ein kleines «Drama per Musica» verfaßt, betitelt: «Jupiter und Schinznach»; es ist im gleichen Jahre gedruckt worden, «nebst einigen ob der Tafel recitirten Impromtüs». Kein literarisches Dessert, gewiß nicht; aber aufschlußreich durch Stellen, welche Anwesende mit Spaß und Lachen heraus hoben, macht dieses Schriftchen uns Spätere, die wir den Lebensweg der genannten überblicken, tief nachdenklich. (Andere Namen lesen wir in den gedruckten Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft.) Wieviel kommendes Leid lag da in der Freude verborgen; wieviel Kummer und Sorge wartete, die Heiterkeit der bekränzten Stunde abzulösen!

Es ist kaum verwunderlich, daß der Verfasser, wohl auch Herausgeber, unserer leichtwägenden kleinen Dichtung den anwesenden Thiele nirgends betupft; das Verhältnis der beiden mag wohl das tastender Vorsicht gewesen sein, obwohl sie zusammen gewirkt hatten. Magister

Johann Georg Philipp Thiele

aus Hamburg war einer der vielen rastlosen Wanderlehrer und geistigen Abenteurer, wie sie das 18. Jahrhundert her vorbrachte. Am 9. Mai 1745 als Kaufmannssohn in Hamburg geboren, der Hochburg des Rationalismus, die der Geist des alten Reimarus beherrschte, besuchte er die berühmte Handelsakademie des Professors Johann Georg Büsch. Es ist die Schule, die ja auch Peter Ochs besuchte und die Iselin in seinen «Ephemeriden» preist. Nach seiner Promotion in Göttingen mit einer Arbeit über Aristaeus, den Gott der Bie-

nen, ward der kompromißlose Aufklärer von Bahrdt, dem berüchtigten Gießener Theologieprofessor

Dr. Karl Bahrdt,

würdig befunden, am Bündner Philanthropin Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache wie auch der Theorie und Geschichte der schönen Künste und Wissenschaften zu werden; denn Bahrdt, von Basedow reklameknallig empfohlen, hatte die Direktion des Schulschlosses angetreten. Zwischen Bahrdt und Thiele war bald Streit, und da wir Bahrdt als Schwätzer, Intriganten und Bluffer kennen, nehme ich an, daß das Recht auf Thieles Seite war. In den 80er Jahren bewährte er sich ja als Rektor des Churer Gymnasiums, und auch sein Unterricht in Marschlins scheint gut gewesen zu sein. Zwar wird Thiele als salopp, unpünktlich, steif und unzugänglich geschildert. Vor allem war er immer wieder in Geldnöten und bettelte Salis um größere Summen an. Und da ist der Flecken, der das Fragwürdige seines Charakters verrät. Er hatte sich in Zizers mit Rosa Felix, der Tochter der Lieutenantin Felix, verehelicht, und nun ließ er die geborgten Gelder des Herrn Ulysses zum Teil auf die Schwiegermutter überschreiben. Später verließ er Frau und Kinder, und Salis mußte für die Verlassenen den Bundestag anbetreten. Ob die arme Frau früh gestorben, ob die Scheidung ausgesprochen worden, ist nicht auszumachen. Im Jahre 1803 heiratete er die 31jährige Dorothea Louise Schneider aus Pirmasenz, die lange Zeit die Familie — Rosa hatte ihm zwei Söhne geschenkt — mit ihrer Arbeit über Wasser hielt. Sie starb 1844, zwanzig Jahre nach ihrem Gatten, im Hamburger Werk- und Armenhaus.

Die Unrast Thieles, sein Hang zum Wechseln und Wandern, zum Abenteuern wird deutlich, wenn wir, selbst ohne Vollständigkeit, die Stationen seiner Lebensfahrt nennen. Nach Marschlins war er drei Jahre in Kolmar, dann drei Jahre Lektor und Bibliothekar an der Universität Heidelberg, darauf Rektor der reformierten Elementarschule und des Gymnasiums in Chur, um, kaum war die Schule flott im Gang, Weib und Kind zu verlassen und buchstäblich auf die Wanderschaft zu gehen. Er walzte und schriftstellerte. Dann tauchte er wieder in Graubünden auf, in Zizers, als wäre er erst gestern mit den Schwalben ausgezogen, ließ einen ambulanten Typographen kommen, damit er seine Schriften drucke: die zwei ersten Teile des «Schwabenkrieges», die «Pfefferser Quelle», «Rätsel für Denker und Menschen» und das scharfe Streitschriftlein wider Bahrdt, womit wenigstens seiner fruchtbaren Schriftstellerei genannt ist. Als der Umbruch der Zeit kam, schmähte und bekämpfte Thiele, die er einst umschmeichelt hatte, und richtete sein Fähnlein nach dem Westwind. Die Revolution riß ihn in ihren Strudel. Die Kriegsjahre raubten ihm Hab und Gut. Er verfaßte, arm und elend, weinerliche Gelegenheitsgedichte und überschwängliche Huldigungsschriften und wirkte als Sprachlehrer in Hamburg. Auch hier aber war die Zeit der Aufklärung vorbei, der Geist des alten Reimarus wie Nebel verweht. Magister Thiele hauste vergessen und verlassen «Langenmühren über Nr. 55 und 55 P6», offenbar in einer «Sahlwohnung», d. i. ein Oberstock, zu dem man auf geländerloser Steiltreppe, am Strick sich hältend, mühsam genug emporkletterte. Am 5. März 1824 trat der Tod zu dem

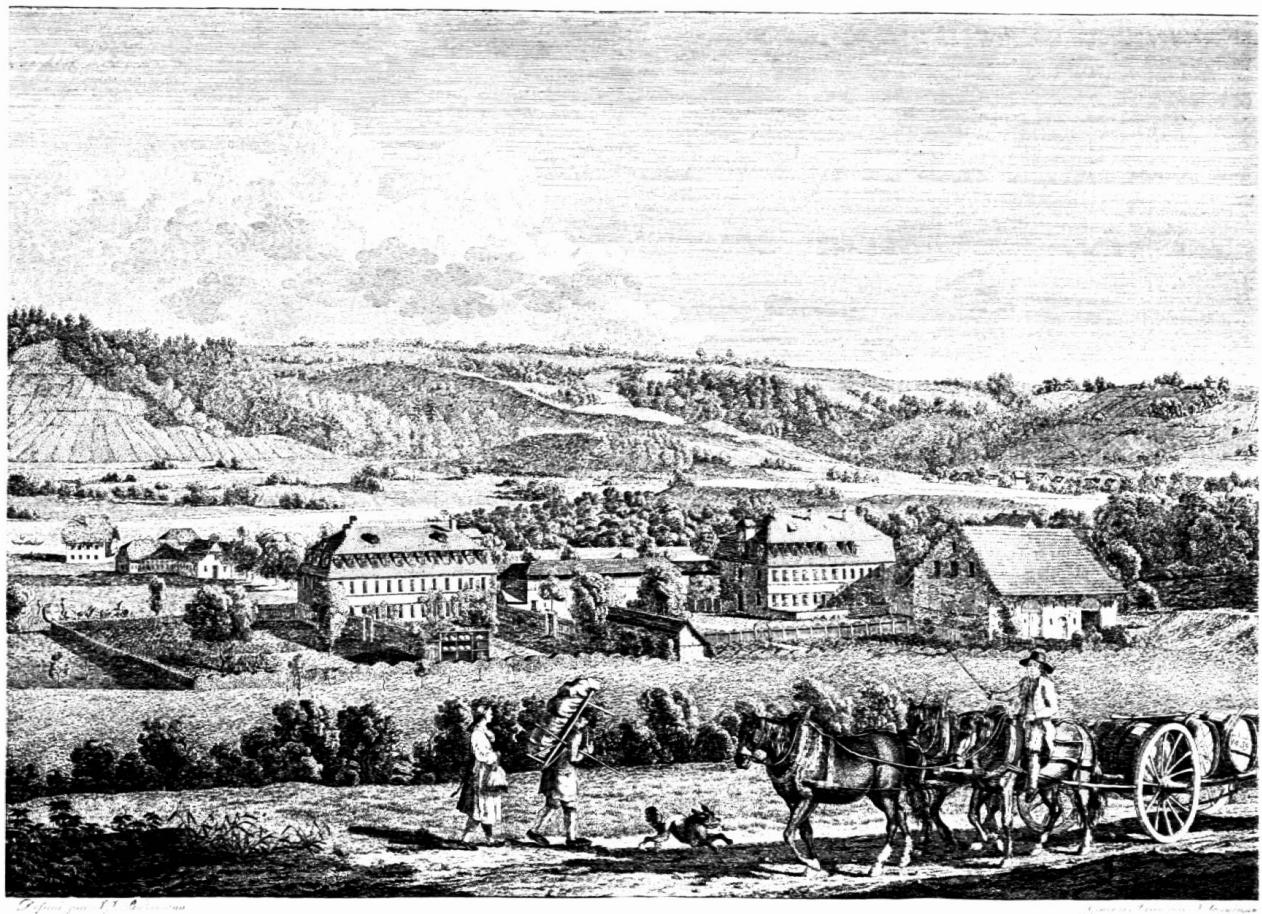
müde gewordenen Aufklärer und hüllte ihn in sein ewiges Geheimnis.

Aber halt, wir sind in Schinznach in fröhlicher Runde. «Trinkt Brüder! Kömmt in heilger Wuth / Mit Gläsern hergelaufen. / Pufft fröhlich an! Und wer's nicht thut — / Soll aus dem Badquell sauffen.» So ruft der poetische Herald, zur Fröhlichkeit aufmunternd, obwohl ein tagelanger, beharrlicher Regen alle Hecken und Wege näßte und die «Parücken» verdarb.

Mag sein, daß Thiele zur Schinznacher Tagung gereist, weil sie ihm Gelegenheit bot, den neuen Brotherrn unter den Gästen zu finden und zu sprechen:

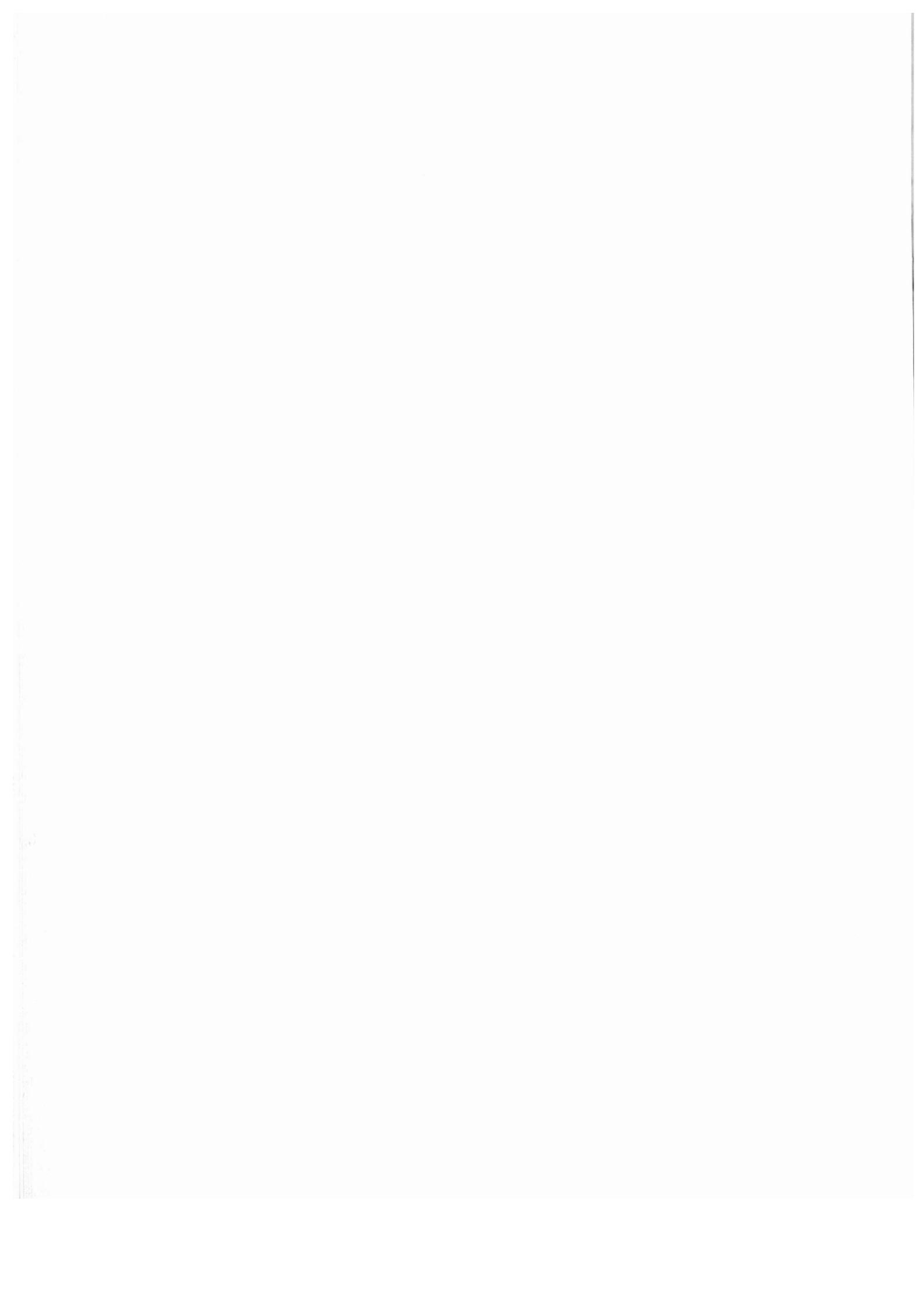
Gottlieb Konrad Pfeffel

von Kolmar. Pfeffel, seit rund zwanzig Jahren blind, hatte 1773 in Kolmar eine sogenannte «Kriegsschule», ein akademisches Erziehungsinstitut für den jungen, protestantischen Adel, also ein Konkurrenzunternehmen des nun bereits geschlossenen rätischen Philanthropins errichtet. Er galt als tüchtiger Schulmann und genoß den Ruhm eines von den Zeitgenossen vielgelesenen Schriftstellers. Seine Lehrgedichte und Fabeln im Stile des bewunderten Gellert waren Volksgut. Gedichte wie etwa «Die Tabakspfeife» haben noch unsere Väter auswendig gelernt, und dem «Johanniswürmchen» bin ich erst dieser Tage noch im «Utzinger» begegnet; es ist hübsch gemacht und gibt Banales gefällig, wenn das genügen sollte. Unser Tafelpoet will Pfeffel seiner Verse wegen sogar Pfeffer statt Pfeffel nennen; aber das ist der gebietenden Stunde zuzuschreiben. Soviel scheint mir erwähnenswert, daß der 41jährige, blinde, edle Mann am klarsten sah, wie Salis seine Lebensenttäuschung hinter Witz und



Bad Schinznach in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Zeichnung von J. J. Bidermann



Scherz verbergen und der «Freunde blutend Mitleid» lindern wollte. Pfeffels Widmungszeilen haben kein Körlein Pfeffer, sondern das leise Pathos der Güte. Nicht umsonst stellte sie der Herausgeber, ich denke Salis, an den Eingang des Schriftchens.

Fraglos, der Ausgelassenste unter den dreißig bis vierzig Teilnehmern war der 36jährige Zürcher Pastor

Johann Kaspar Lavater,

der berühmte Prediger mit dem schmalgeschnittenen Apostelgesicht, das Urbild des Nazareners, wie Walter Muschg einmal sagt. Asketisch-mystisch, schwärmerisch und betriebsam, war er in allen pietistischen und schöngestigten Zirkeln zu Hause, gütig und bekehrungssüchtig stand er mit allen Verzagten in brieflichem Gedankenaustausch. Sein Name ward in Deutschland wie in Schweizer und Bündner Adelshäusern, vornehmlich von trostbedürftigen Damen, mit schwärmerischer Verehrung ausgesprochen. Seine Physiognomik beschäftigte alle Kaffeekränzchen. Seine Schweizerlieder begeisterten die Patrioten. Muschg urteilt recht hart über den «Kanzelliteraten», den «Ästheten mit dem Heiligschein». Aber die fromme Hilfsbereitschaft und die Tapferkeit in den Elendstagen des Vaterlandes soll man ihm nicht übersehen. «Dein Name, übermüttiger Kanzelliterat, wird weit gehen», raunt unsichtbar aus den Regennebeln die Norne hinter dem glücklichen Schinznacher Gast, «deine geistlichen Lieder werden viele erbauen, deine Predigtworte Unzählige stützen, und für erbarmende Hilfe wird dir das Stigma des Christen.» Er hört solches nicht in dieser Stunde der Freude. Eben gibt er ein Impromptu zum besten — es ist ein bißchen vorbereitet, zugegeben — ein Ge-

dicht von 42 Zeilen, durchgereimt, Zeile für Zeile, einem «Männgen von hoher Intelligenz» zugesetzt, das das letzte Reimwort schenkt: Lenz!

Es ist anzunehmen, daß Lavater seinen Gast

Jacob Michael Reinhold Lenz

nach Schinznach brachte; Unruhe und Reue hatten den jungen Poeten an den Oberrhein und in die Schweiz getrieben. Am 12. Januar 1751 in Seßwegen, Livland, geboren, hatte er Theologie studiert, bis er in Straßburg, wohin er als Hofmeister zweier Adeliger gekommen, unter den Einfluß Goethes und Herders geriet und sich nun für Rousseau, Shakespeare und Ossian entflammte. Ehrgeizig und eitel, träumte er, es Goethe gleich zu tun. Goethe erzählt im 14. Buch von «Dichtung und Wahrheit», Lenz habe ihm, kurz nachdem der «Götz von Berlichingen» erschienen, einen umfänglichen Aufsatz zugestellt, «Unsere Ehe» betitelt. «Das Hauptabsehen dieser Schrift war», berichtet Goethe, «mein Talent und das seinige nebeneinander zu stellen; bald schien er sich mir unterzuordnen, bald sich mir gleich zu setzen; das alles aber geschah mit so humoristischen und zierlichen Wendungen, daß ich die Ansicht, die er mir dadurch geben wollte, um so lieber aufnahm, als ich seine Gaben wirklich sehr hoch schätzte und immer nur darauf drang, daß er aus dem formlosen Schweifen sich zusammenziehen und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunstgemäß Fassung benutzen möchte. Im gleichen Geiste ist Lenzens Literatursatire «Pandæmonium germanicum» gehalten, wo Goethe und Lenz denselben Berg besteigen. Goethe: «Lenz, was Deutscher machst denn Du hier?» Lenz

(ihm entgegen): «Bruder Goethe!»
(Drückt ihn an sein Herz.)

Lenzens Dramen haben scharfe Charakterzeichnung, Züge lieblicher Zartheit, Blitze echten Genies; aber es fehlen oft der zwingende Gehalt, das Kompositionsgefühl, die poetische Durchsonnung. Grell, frech und ungeheuerlich stößt so häufig die Handlung vorwärts, und wild durcheinander wirbelt die Szenenfolge. Das Drama «Der Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung», eine starke Leistung, wurde immerhin wegen ihrer draufgängerischen Manier eine Zeitlang dem Dichter des «Götz» zugeschrieben. Was konnte Lenz stolzer machen? Es ist nicht gedacht, auf weitere Dichtungen, Kritiken, Abhandlungen und Entwicklungen Lenzens hinzuweisen. Das Romanfragment «Der Waldbruder», geschrieben im Sommer 1776, ist reich an schmerzlichen ekstatischen Dissonanzen und verrät, wie der Ruhlose immer mehr in «das furchtbare Schlaraffenland verwilderter Ideen» hineinjagte.

Seine Liebesanträge bei der armen Friederike von Sesenheim, seine plumpen Taktlosigkeit gegenüber Frau von Stein verscherzten ihm Goethes Freundschaft. Lenz wurde aus Weimar ausgewiesen. Innerlich gebrochen, schweifte er rastlos im Elsaß umher und erreichte schließlich die Schweiz. Da saß nun der kleine, 27-jährige Verherrlicher des Naturevangeliums, der Stürmer und Dränger, der uferlose Romantiker und wilde Ekstatischer neben dem bewunderten Prediger Lavater, saß da, kindlich und entzückt über die Begeisterung, welche sein Genie und Poetentum auslöste. Wer hätte dem guten Jungen angesehen, was er hinter sich hatte, und daß er in Derbheiten, in Witz und shakespearischen Narrenpos-

sen noch immer Meister sei. Er antwortete Lavater:

Woher, Herr Seelen-Archiater,
Der Geistlich-Armen Procurater,
Der Verse wahre Pia-Mater,
Der Versemacher Prior-Pater,
Von guten Schädeln stets der Frater,
Von allen Schwachen stets der Vater,
Von allen Starken der Calfater —
Kurzum, mein lieber Herr Lavater,
Des Herr Gotts Nuntius a Later! —
Sag Er, wo nehm ich einen Stater?

Und wer hätte bemerkt, daß schon der Dämon seine Fänge nach ihm streckte? Im gleichen Jahre brach der Wahnsinn in ihm aus und ließ ihn in den kommenden Jahren nur noch vorübergehend an den hellen Tag. Nach 15 qualvollen Jahren starb Lenz, im Jahre 1792 zu Moskau, im zweiundvierzigsten Jahre seines unglücklichen Lebens, verblüht wie ein Meteor, das nur kurze Zeit geleuchtet.

Das war, beiläufig notiert, die Zeit, da Ulysses von Salis der Verfasser unseres «Dramas per Musica» sich wieder in den politischen Strudel warf. Bald darauf aß er, von seinen Gegnern geächtet, das Brot der Verbannung.

Noch einer ist in unserm Momentbild mit einem Sternchen anzumerken:

«Heinrich Pestalutz, von da», wie das Personenverzeichnis des Verhandlungsberichtes sagt. Er war vom Neuhof herüber gekommen, vermutlich auf seinem lieben Rößlein, auf dem er im scharfen Trab oder gestreckten Galopp nach Brugg zu reiten pflegte, um im «Sternen» die Schaffhauser Zeitung zu lesen. Von ihm ist kaum die Rede in den Impromptüs; es heißt an einer Stelle, daß er eine «Erziehungsfabrik» besitze,

das ist alles. Wer hätte von ihm viel zu sagen gewußt? Daß er gar nicht galafähig und sein Strubelkopf keiner Perücke willig sei! Erfolge hatte er noch keine zu verzeichnen, nur Niederlagen, nur Schande!

Streit und Zank mit den nachbarlichen Bauern wegen Weg- und Weidrechten, Mißernten, Unglück im Viehhandel hatten ihn nach wenigen Jahren zum Bankrottierer gemacht, und dann hatten ihn die Schwäger Schultheß in Zürich gedrängt, es mit der Industrie zu versuchen, mit Baumwollspinnen und Baumwollweben. Ach, das hatte wohl sein müssen, damit ihm die Augen hell würden für die bittere Armut weit im Land herum. Scharren von Bettelkindern trieb ihm jetzt die Teuerung auf den Hof, damit er sie nähre und ihnen ein Dach gebe. Gewiß, das sollten sie haben, Speise und Trank und Geborgenheit und Liebe und gute Lehre zu Wachstum und Gedeihen.

Er hatte das Elend der Verdingkinder gesehen, wie sie ohne Mut und Heiterkeit serbelten, zu keiner Menschlichkeit, zu keinen Kräften sich selbst und dem Vaterlande heranwuchsen. Da jammerte ihn, und er nahm sie in sein Haus auf. Eine Bildungsfabrik! Schon gut, der Spaß! Spaß und Übermut waren seine Sache auch. Aber der ganze Tenor dieser Schinznacher Tage, war er nicht weit vom Leben, von der Wirklichkeit, von der Scholle entfernt? Brannte man hier nicht ein Feuerwerk ab, das niemanden wärmt? Reimte man nicht spielerisch und eitel ins Leere? Dieses dreitägige Wohlleben ließ ihn im Innersten leer. Ihn schauderte bei dem Gedanken, in die tiefste Verlassenheit hinabzusteigen, sich wie der elendeste Tauner zur Ackererde

krümmen zu müssen, um vielleicht einmal, einmal des Tages froh zu werden.

Als nun die Stunde des Abschieds gekommen war, man sich umarmt, die Hände geschüttelt hatte — die dienstuenden Mamsells nahmen das Trinkgeld in Empfang und machten ihre Knickse —, und als nun die Pferde anzogen, die Hufe blitzten und die Kutschen polterten, beschlich Pestalozzi doch die Wehmut, daß soviel Heiterkeit, Scherz und Spaß verflogen, alles entzaubert war wie nach einem Policinello-Spiel das er einmal, weiß Gott, wann und wo, bestaunt und beklatscht hatte. Er geriet ins Grübeln, wie immer, wenn er allein war, und wußte nachher nicht, wie er durch die Felder nach Hause gekommen. Er sann:

«Der Mensch, so wie er auf dem Throne und im Schatten des Laubdaches sich gleich ist; der Mensch in seinem Wesen, was ist er? Warum sagen's die Weisen uns nicht? warum nehmen die erhabenen Geister nicht wahr, was ihr Geschlecht sey? Braucht auch ein Bauer seinen Ochsen, und lernt ihn nicht kennen! forschet ein Hirte nicht nach der Natur seiner Schafe!

Und ihr, die ihr den Menschen brauchet und saget, daß ihr ihn hütet und weidet; nehmet auch ihr die Mühe des Bauern für seine Ochsen? Habet auch ihr die Sorge des Hirten für seine Schafe? Ist eure Weisheit Kenntniß eures Geschlechtes und eure Güte, Güte erleuchteter Hirten des Volks?

Was der Mensch ist, was er bedarf, was ihn erhebt, und was ihn erniedriget, was ihn stärket, und ihn entkräftet, das ist Bedürfniß der Hirten der Völker und Bedürfniß des Menschen in den niedersten Hütten . . .»

Goethes Erziehungsideen

Den Ausführungen gehen hier Goethes «Urworte» voraus.

Urworte (Orphisch) von Goethe

Daimon

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsbald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Tyche, das Zufällige

Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt,
Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig,
Und handelst wohl, so wie ein anderer handelt.
Im Leben ist's bald hin- bald wiederfällig,
Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis geründet,
Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.

Eros

Die bleibt nicht aus! Er stürzt vom Himmel nieder
Wohin er sich aus alter Öde schwang,
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, so süß und bang.
Gar manches Herz verschwebt im allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen.

Ananke, Nötigung

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille,
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.
So sind wir, scheinfrei, denn nach manchen Jahren
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Elpis, Hoffnung

Doch solcher Grenze, solcher ehr'nen Mauer
Höchst widerwärt'ge Pforte wird entriegelt,
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt:
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
Erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt
(Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zonen)
Ein Flügelschlag — und hinter uns Äonen!

Wenn Faust den Ostergang tut, löst sich das Dunkel seiner durchwachten Nächte. Heiterkeit der Fluren, bunte lustige Volksmenge, *Natur*, «die lebendige Natur, da Gott den Menschen schuf hinein», strömt aus der unvergleichlichen Szene entgegen, in der der ganze große Dichter lebt.

Unser Osterspaziergang führt in die pädagogische Provinz, das Wort weiter als in dem mit Goethes Werk verbundenen Sinne gefaßt. Aber auch unser Osterspaziergang soll, so hoffe ich, uns nicht ganz von Faust entfernen. Auch er möchte zum ganzen lebendigen Goethe führen. Darum verzichte ich darauf, alle Worte und Sprüche zu sammeln, die Goethe über Erziehung und Bildung geprägt. Ich botanisiere nicht in den Werken das «einschlägige Material», um Vergleiche zu ziehen, Nutzanwendungen zu säuseln, Parallelen zu konstruieren. Ich möchte versuchen nicht zusammen-

zuflicken, und ich bemühe mich, nicht in «Worten zu kramen».

Goethes Erziehungsideen sind ein geschlossenes Gebäude, seine Erziehungslehre nicht einfach Späne aus der Dichterwerkstatt, sondern Ausdruck seiner ganzen Persönlichkeit. Es ist auch nicht einfach so, daß erst der erfahrene Goethe, der Weise, zum Lehrer, im engern Sinne des Wortes, wird. Der Alte sammelt und spricht Erfahrungen seines ganzen Lebens aus.

Zeichnen wir den Schattenriß des Kinderfreundes. Matthisson hat Goethe bei einem seiner beliebten Kinderfeste beobachtet und schreibt darüber: «Ich lernte Goethe zuerst an einem Tage (1783) persönlich kennen, wo seine Menschlichkeit sich ganz heilig und rein offenbarte. Er gab ein Kinderfest in einem Garten. Es galt, Ostereier aufzuwintern. Die muntere Jugend, worunter auch kleine Herder und Wielande waren,

zerschlug sich durch den Garten und balgte sich bei dem Entdecken der schlau versteckten Schätze mitunter nicht wenig. Ich erblicke Goethe noch vor mir. Der stattliche Mann im goldverbrämten blauen Reitkleide erschien mitten in dieser mutwilligsten Quecksilbergruppe und gab ihnen am Ende noch eine Naschpyramide preis.» (Gekürzt.)

Ja, schon der 16jährige Student, der neben seinen Studien eifrig zeichnet, malt und radiert, ist den Kindern seines Meisters, des Kupferstechers Stock, ein vergnügter Spielgenosse. Er ärgert sich über den vertrockneten Magister der Kleinen, der sie ganz ungeeignete Stücke aus der Bibel lesen läßt, er wählt bessere, liest vor und erklärt.

Später kommt er in den Kreis des Buffschen Hauses in Wetzlar, und manche Szenen des «Werther» haben sich fast genau wie die geschilderten abgespielt. Die Augen von ganz Wetzlar waren auf den jungen schönen Mann gerichtet, wenn er an Markttagen alle Kirschen aufkauft und die Kinder zum Schmause zusammentrommelte.

Begreiflich, daß Goethe die «Grassenaffen» und «Wasseraffen» seiner Freundin, Frau von Stein, geliebt hat. Mit ihnen und den Kindern Herders unternimmt er große Touren und eigentliche, belehrende Exkursionen. Abends erzählt er ihnen Märchen und weiß ihnen die löschkpapiernen Volksbücher seiner Vaterstadt: Die vier Haimonskinder, den gehörnten Siegfried, die heilige Genovefa lieb zu machen. Fritz von Stein nimmt er dann ganz in sein Haus auf und wird ihm Vater und Erzieher. Im 12. Buche von «Wahrheit und Dichtung» bezeichnet er es als eine seiner Eigenheiten, die ihm in seinem Leben so viel gekostet habe, daß er gerne sehe, wenn jüngere

Wesen sich um ihn versammeln und an ihn knüpfen, wodurch er dann freilich mit ihrem Schicksal belastet werde. Eine unangenehme Erfahrung nach der andern habe ihn nicht von dem angeboartenen Triebe zurückbringen können, der ihn noch jetzt bei der deutlichsten Überzeugung von Zeit zu Zeit irre zu führen drohe. Er erzählt dann im Anschluß an dieses Selbstbekenntnis die Geschichte von dem Harfe spielenden Knaben, den er auf der Rückreise von seinem Straßburger Aufenthalt in Mainz findet und mit nach Frankfurt ins väterliche Haus nimmt, zur Freude der Mutter, zur kleinen Freude des Vaters.

Erwähnt sei auch ein Schweizer-Schützling. Auf seiner Schweizerreise war Goethe mit einem jungen Hannoveraner, Baron von Lindau, bekannt geworden. Diesem hatte ein Hirtenknabe von Meiringen, Peter im Baumgarten, das Leben gerettet. Von Lindau nahm den Waisenknaben als Pflegling an und gab ihn ins Philanthropin Marschlins. Vor seiner Abreise nach Amerika vermachte er ihm 2000 Taler und überließ Goethe die Vormundschaft. Nach dem Tode von Lindaus ließ Goethe den Jungen in sein Haus kommen. Er hatte viel Sorge und Ärger mit ihm, denn der «Hirtenknabe» war zu allerlei Streichen aufgelegt. (So strich er einmal die große Lavaterbüste mit Tusch an und ließ nur Augen und Mundpartie, d. h. einen Schnurrbart, weiß.) Natürlich nicht deswegen erwähne ich ihn und auch nicht der Landsmannschaft wegen. Vielmehr weil meines Erachtens durch ihn Goethe bestimmte Kenntnis von Marschlins gehabt haben muß. Bekanntlich hat Karl Jungmann den Nachweis versucht, daß der vorgesehene Tempelbezirk des Philanthropins Marschlins Modell sei für die

«Galerien» der pädagogischen Provinz, und er hat für seine Hypothese einleuchtende und sorgfältige Begründungen gebracht. Doch, lassen wir Seitenwege! Aus Peter ist dann doch noch ein Forstmann geworden.

Damit sind die Kindergestalten, die um ihn waren, die ihn beglückten, die er sorgend beglückte, noch lange nicht aufgezählt. Ich nenne: Felix Mendelssohn, Karl Eckert und Klara Wieck, man erinnert sich der fürstlichen Schützlinge.

Man ist also nicht überrascht, daß der große Dichter ein ängstlich besorgter Vater war, dem nichts vergleichbar

... dem Gefühl des Vaters, der entzückt,
In heiligem Anschau'n stille hingegeben,
Sich an Entwicklung wunderbarer Kräfte,
Sich an der Bildung Riesenschritten freut,
dem es in der Fremde zu einsam wird, in
dessen Briefen nach Hause immer der
Gedanke wiederkehrt: »Wäret Ihr doch
bei mir.»

Bekanntlich ist der Sohn vor dem Vater ins Grab gesunken. Die Tragik des Genies schattet hier: daß sich mit ihm die Kraft erschöpft; alles, was nach ihm kommt, ist Stern ohne Eigenlicht, ist Maske ohne Leben. Doch haben immerhin wohlgeratene Enkelkinder Freude in seine alternden Tage gebracht. Auf seinem letzten Ausflug nach Ilmenau, dem Ort so vieler Erinnerungen, begleiten sie ihn.

Es soll uns nicht lange aufhalten, wie Goethe seine Schützlinge unterrichtete. Um geschlossenen Unterricht handelt es sich dabei nicht, vielmehr um freien Verkehr, um Anleitung zu eigenen Arbeiten und deren Überwachung und Korrektur. Fritz von Stein war manchmal sein Sekretär. Er diktierte ihm Teile des «Meister», ließ ihn Briefe auswärtiger Freunde abschreiben, botanisierte mit ihm, ver-

anlaßte ihn, Mineralien zu sammeln usf. Goethe sagt einmal mit Bedauern, wie mangelhaft aller Unterricht sein müsse, «der nicht durch Leute vom Metier erteilt wird». Eine technologische Pädagogik ist hier also nicht zu holen. Wenn wir das Medaillon «Goethe als Kinderfreund» betrachten, so legen wir den Finger auf eine ganz andere Stelle, auf die Aussage, daß es zu seinen Eigenheiten gehöre, Kinder um sich zu haben, ja, sich mit deren Schicksal zu belasten. Erziehen ist ihm ein Forschungs- und Formungsbedürfnis, eine Strahlung seiner Schöpfernatur.

Das Kind ist immer ein Anfang, von tausend Rätseln umspielt, von verborgenen Kräften getragen, von bunten Möglichkeiten gelockt. Goethe schreibt im «Meister»: «So manches er (der Held) auch in seinem Leben schon gesehen hatte, so schien ihm doch die menschliche Natur erst durch die Beobachtung des Kindes deutlich zu werden.»

Also auch hier braust uns der Begriff *Natur* wie Orgelmusik in mächtigen Akkorden entgegen. Natur! Es gilt zunächst den Gefühlston zu erlauschen, der auf dem Worte liegt. Für Luther bedeutet Natur das Böse. Der «natürliche Mensch» ist der Mensch, der unter der Macht des Bösen, der im Banne der Sünde steht. Erlöst wird er erst durch die Gnade. Im 18. Jahrhundert sieht es anders aus. Das Wort hat positiven Gefühlswert, man spricht es mit, man darf wohl sagen, religiöser Begeisterung aus. Rousseau war nicht der erste und nicht der einzige, der das Wort Natur in diesem neuen Sinne gebrauchte. Aber er tat es mit jener Begeisterung und Gestaltungskraft, welche zündeten. Von nun an bedeutet das Leben im Zusammenhang mit der Natur, das Übereinstimmen der Na-

tur in der eigenen Seele mit dem Makrokosmus fast das gleiche wie das Leben unter der Gnade. Die Natur ist gut, die Gesellschaft, die *Kultur* verderbt den Menschen.

Aber für Goethe ist der Begriff nicht einfach ein unbestimmtes Gefühlserlebnis, das zu neuen Robinsonaden lockt. Es ist Erfassung eines gesetzmäßigen Wandels: Einzigkeit und Allheit, Beharrung und Veränderung, Ruhe und Fluß. Das alles schaut er darin. Auch er kennt und betrachtet den Gang der Natur, um Pestalozzi aufzurufen. Dieser Gang der Natur ist für ihn Wandlung, Metamorphose. Alle Teile der einzelnen Pflanze erklärt er sich aus der Modifikation eines einzigen Organes, des Blattes. Alle Pflanzenarten aus einer Urpflanze. Und dasselbe Gesetz, so sagt er, «wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen». «Ohne meine Bemühungen in den Naturwissenschaften hätte ich die Menschen nie kennen gelernt.» Das ist deutlich.

Auch seine Dichtergabe bezeichnet er in diesem Sinne als Natur. Ich will nicht auf alle die Metamorphosen hinweisen, die Goethes Leben und Werke spiegeln, wie er etwa in seinen dichterischen Gestalten eigene Züge verstärkt, verfolgt und in ihren Konsequenzen zeigt, oder wie er den Reigen der Frauen in den «Lehr- und Wanderjahren» in verbindenden Variationen schließt. Also jedes menschliche Leben begriff er als Metamorphose. Es besteht im Suchen und Finden, im Festhalten und Umbilden eines innersten Wesenskernes, den er nach Aristoteles als Entelechie bezeichnet. Diese Entelechie ist Form- und Entwicklungsprinzip, sich in polaren Spannungen verwirklichend. Ein Stirb und Werde, für das alles Wort nur

Gleichnis sein kann. Bald spricht er gleichnishaft von Einatmen und Ausatmen, bald von Leiden und Tun, bald von Aktion und Reaktion, von Genießen und Entzagen. In «Wahrheit und Dichtung» heißt es: «Genug, wenn nur anerkannt wird, daß wir uns in einem Zustande befinden, der Gelegenheit gibt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben und die Absichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, daß wir, indem wir von einer Seite uns zu verselbstigen genötigt sind, von der andern in regelmäßigen Pulsen uns zu entselbstigen nicht versäumen.»

Äußerlich spiegelt sich diese Metamorphose des Menschen in den Lebensstufen und Lebensaltern, von der sonnigen Frühzeit bis an die graue Küste der Entzogenen, wo die Abendschleier des Mystischen uns einhüllen. «Das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war, der da sein wird.»

Es ist also klar, daß die Goethesche Auffassung nicht rationalistischer Art ist. Nichts von jenem Bildungsoptimismus, der, an die Allmacht vernünftigen Erkenntnisses glaubend, alles «machen» zu können meint. Ebensowenig ist aber die Auffassung mit dem Begriff Romantik erfaßt. Wenn wir die Charakteristik Ernst Kriecks für diese gegensätzlichen Begriffe Rationalismus und Romantik brauchen, so haben wir den in Hell und Dunkel geteilten Kreis; im dunkeln Halbkreis die Romantik: Nacht, Tod, Grab, Dämon, Schicksal, Blut, die Allmutter Erde; im hellen Halbkreis den Rationalismus: Tag, Licht, Ratio, Gesetz, Bewußtheit, Gestalt, Zweck, Bildung. Aber eben so richtig ist Kriecks Ansicht, daß in diesen Begriffen keine der großen schöpferischen Persönlichkeiten aufgeht. Alle Ströme geistigen Lebens treffen und vereinigen sich in ihnen.

Johann Wolfgang von Goethe,
Kreidezeichnung von
Ludwig Sebers, 1826



Natur und Gott ist Goethe ein dunkelwogendes Einzelnes, eine Urmacht, aus unergründlichen Quellen gespeist. Eine Kraft, die sich in Gegensätzen auswirkt. Man beachte, mit welchem Nachdruck Thomas Mann in seinem Aufsatz über Goethe und Tolstoi die Problematik der Naturkinder betont. Darum bekämpft Goethe Newton, darum die mathematische Optik. Man hat folgende Stelle aus dem «Werther» als Rousseauschen Naturalismus bezeichnet: «Meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde» . . . «Wenn ich ihnen zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nötig brauchen werden, wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Mutwillen guten Humor und Fröhlichkeit über die Gefahren der Welt hinwegzuschlüpfen erblinke, alles so unverdorben, so ganz; immer und immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn Ihr nicht werdet wie eines von diesen! Und nun mein Bester, sie, die unsersgleichen sind, behandeln wir als Untertanen. Sie sollen keinen Willen haben? Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? Weil wir älter sind und gescheiter? Guter Gott in Deinem Himmel! Alte Kinder siehst Du und junge Kinder und nichts weiter, und an welchen Du mehr Freude hast, das hat Dein Sohn schon lange verkündet!» . . .

Diese Worte sind nicht Naturalismus, sondern das Staunen und die Ehrfurcht des schöpferischen Menschen, der im Kinde das Wachstum verborgener Kräfte belauscht. Noch der 60jährige spricht ja in «Wahrheit und Dichtung» ähnlich.

«Das Kind an und für sich betrachtet, mit seinesgleichen und in Beziehung, die seinen Kräften angemessen sind, scheint so verständig, so vernünftig, daß nichts darüber geht, und zugleich so bequem, so heiter und gewandt, daß man keine weitere Bildung für dasselbe wünschen möchte. Wachsen die Kinder in der Art fort, wie sie sich andeuten, so hätten wir lauter Genies.»

«*Kindhaft*» bedeutet Goethe geradezu das Reine und Edle, wie die Marienbader Elegie zeigt.

Aber schon in diesen Anfang des Werdens, in das verzückt aufhorchende Kind spielt ein Unerklärliches hinein: das Dämonische. «Das Dämonische ist dasjenige, was durch Vernunft und Verstand nicht aufzulösen ist», das geheimnisvoll Göttliche. Die Mutter «Hermanns» weiß das. Und wo die natürliche Metamorphose abgewandelt ist, da tauchen Liebe und Hoffnung auf. Den alternden Faust hauchen nicht nur Not und Sorge an; auch die Hoffnung berührt ihn mit blanken Schwingen. Der Tod hat nicht das letzte Wort.

Es handelt sich bei Goethe nirgends um konstruierte Erziehungslehre, sondern um Schau, um schöpferische Gestaltung. Wir haben schon angedeutet, daß mit der natürlichen Metamorphose des Menschen eine sittliche verschlungen ist. Die ganze gesetzmäßige Reifung geschieht unter dem Einfluß polarer Bildungskräfte. Gundolf hat sie, dem Dichter folgend, für Goethe selber mit Urerlebnis, Daimon, und Bildungserlebnis, Tyche, bezeichnet. Wenn wir es modern und prosaisch als Anlage-Umwelt-Problem bezeichnen, so haben wir einen allerdings hinkenden Vergleich.

Nehmen wir das viel zitierte:

«Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter nur im Strom der
[Welt»

so haben wir gleich eine Gegenüberstellung, welche die Polarität spiegelt. Talent, Anlage zur Eigenart, Individualität, bedarf der Konzentration, des Auf-sich-selbst-Gestelltseins, des ungestörten Wachstums; Charakter, «als etwas den Handlungen und Verhaltensweisen eines Menschen Gemeinsames», (um Rudolf Allers Formulierung zu folgen), «als grundsätzlich wandelbar betrachtet, ist Maxime des Handelns, und Handlung ist eine Relation zwischen Ich und Welt, vom Ich zur Welt».

Tyche, das Zufällige, wie es Goethe selbst übersetzt, die zufällige Umwelt, in die der Mensch hinein geboren wird, das Milieu, wirkt auf Dämon ein und beeinflußt ihn. Unter Tyches Einfluß kann er zum Eros werden, indem er das Du an sich reißt und in der Vereinigung mit dem Du Vervollkommnung, Ganzheit erlebt. Aber der reine, ungehemmte Eros würde das Ich auflösen, verströmen, wenn nicht wieder eine Gegenkraft der Tyche sich entgegenstellte. Es ist Ananke, nicht der gezwungene Zwang Spittlers, aber das Gesetz der Gesellschaft, des Staates, die Nötigung, wie es der Dichter selbst übersetzt.

«So sind wir scheinfrei
denn nach manchen Jahren
Nur enger dran,
als wir am Anfang waren.»

Ist nun Dämon aufgelöst, erloschen, nachdem Ananke den Eros gebändigt? Ist mit der Gefangenschaft in der Gegenwart das Menschenherz zur Ruhe gekommen? Siehe da, noch ein Fünklein

sieht es glimmend stehn; das blitzt auf und wirft einen großen Glanz von innen: Elpis, die Hoffnung. Goethe schließt seinen 1820 zu den «Urworten» veröffentlichten Kommentar: «Wie froh eilen wir daher zu den letzten Zeilen, zu denen jedes feine Gemüt sich gern den Kommentar sittlich und religiös zu bilden übernehmen wird.» Diese letzten Zeilen aber sind der Hoffnung, dem unentwegten Glauben, der vorwärts und aufwärts schaut, gewidmet.

Haben wir so den Weg der menschlichen Wanderschaft bezeichnet, so ist noch zu sagen, wie und wo der Wanderer zu Einsicht und Fernsicht kommt.

Durch die innere Stimme und durch die Tat, und da wenden wir uns denn den Werken zu, die in dichterischer Form Erziehung nicht nur darstellen, sondern auch bezecken. Die Beziehungen zwischen «Meisters theatralischer Sendung», den späteren «Lehrjahren» mit den «Wanderjahren» herzustellen, wäre eine Arbeit literarischen Charakters, die mich nicht über Gundolfs Ausführungen hinausbrächte. Es sei darum nur soviel herausgehoben, als es unsere bisherige Darstellung festigt und beglaubigt.

Während Goethes Werk der Sturm- und Drangzeit die Behauptung des gärenden Ichs in der Welt, *gegen* die Welt darstellt, heißt das Problem für den Dichter nach dem mäßigenden Einfluß der Weimarer Zeit nun folgendermaßen: Wie wirkt die gesellschaftliche Welt auf einen allseitig bildungsfähigen Menschen? Wachsen und Streben werden dargestellt, Werther leidet an der Welt, darum Werthers Leiden, Wilhelm Meister strebt zur Welt, darum Meisters Sendung. Die Welt zerbricht den Menschen nicht mehr, sie fördert ihn.

Die «Lehrjahre» (der Titel ist bezeichnend) verlegen den Schwerpunkt vom Theater (einem Lieblingsgebiet Goethes fürs ganze Leben, man denke nur an die Vorrede im Faust) auf die Bildung überhaupt. Durch verschiedene soziale und Bildungsschichten geht der Held hindurch und mündet in einen Kreis freier Menschen ein. Jede Bildungsschicht hat ihre Funktion; Trieb und Charakter beherrscht die eine, Schicksal die andere, Vernunft die dritte. Jede gibt ihm die Geliebte, die der Stufe entspricht, bis hinauf zu Natalie. Schicksalsmächte, der Harfner und Mignon umwittern ihn. Mancherlei Bildner und Erzieher: der Abbé, der Marchese, Lothario, Jarno, alle Allegorien menschlicher Kräfte, fördern ihn. Planvoll lenkt ihn die Vernunft durch einen Geheimbund, für den das Freimaurertum die äußere Analogie gab.

In den «Wanderjahren» ist die Romanhandlung nur noch Rahmen, das Ziel ist Belehrung. So und so muß der Mensch nach bestimmten Gesetzen sein, um als brauchbares Glied des Gemeinwesens zu wirken. Der alte Goethe spielt nicht, träumt nicht; er lockt nicht wie im zweiten Teil des Faust den ganzen klagenden Zug der Erinnerungen und Dämonen aus sich heraus, wie Keller sagen würde, er will weise belehren wie der Plato der Politeia. Man kann sich allerdings fragen, wo Goethe mehr von seinen pädagogischen Ideen vermittelte, in den «Lehrjahren» oder in den «Wanderjahren». Jedenfalls in der «pädagogischen Provinz» allein dürfen sie nicht gesucht werden. Ich lasse alles Literarische und Stilkritische und beschränke mich darauf, wenige Grundgedanken herauszuheben, ohne streng «Lehr»- und «Wanderjahre» zu scheiden.

Der Roman «Wanderjahre» hat den Untertitel «Die Entzagenden». Schon Johann Voeste hat in einem schönen Aufsatz mit vollem Recht darauf hingewiesen, daß das Wort Entzagende kein negatives Vorzeichen sei. Es hat keinen elegischen Unterton. Über alles Geschehen ist vielmehr heiter Lust ausgebreitet; es fehlt nicht an lieblichen Örtlichkeiten, nicht an artig gedeckten Tafeln «mit feinem Nachtisch und Zuckerzierlichkeiten zwischen blinkenden Leuchtern und Blumen.» Die Bezeichnung bedeutet einfach Selbstbegrenzung auf die eigene Rolle, die nun jeder in der Gemeinschaft spielt. Auf die Gemeinschaft aber ist das Schwergewicht gelegt. Nicht etwa so, daß darüber die Individualität zu kurz käme. Darin besteht ja vor allem die Erzieherweisheit des Abbé, des geheimen Erziehers von Wilhelm Meister, daß er die Eigenart, den Wesenskern, die Entelechie, des Aufblühenden zu erfassen sucht. Darum läßt er seiner natürlichen Vielseitigkeit allen Raum. Sein Grundsatz lautet: «Nicht vor Irrtum zu bewahren ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten, ja, ihn seinen Irrtum aus vollen Bechern ausschöpfen zu lassen.» Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der pädagogischen Provinz, die Individualität der Zöglinge, ihre Wünsche und Neigungen, festzustellen. Die Zöglinge tragen denn auch keine Uniform, «denn die Uniform verdeckt den Charakter und entzieht die Eigenheiten der Kinder». Sie dürfen Farbe und Schnitt der Kleidung wählen, und die Wahl wird genau beobachtet, weil die Farbe die Sinnesweise, der Schnitt die Lebensweise des Menschen erkennen läßt.

Der Individualität ist natürlich auch die Beschäftigung angepaßt. Mit dem eher rohen Beruf des Pferdehüters ist das Zarteste der Welt verknüpft: Sprachübung und Sprachbildung und zwar so, daß Jünglinge verschiedener Weltgegenden miteinander handeln und feilschen, jeden Monat in einer bestimmten andern Sprache. Begabte erhalten überdies private Förderung. Vor allem wird das Handwerk gepflegt. «Allem Leben, allem Tun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen. Da wo ich Sie hinweise, hat man alle Tätigkeit gesondert, geprüft werden die Zöglinge auf jedem Schritt, dabei erkennt man, wo seine Natur eigentlich hinstrebt, ob er sich gleich mit zerstreuten Wünschen bald da, bald dorthin hinwendet. Weise Männer lassen den Knaben unter der Hand dasjenige finden, was ihm gemäß ist, sie verkürzen die Umwege, durch welche der Mensch von seiner Bestimmung nur allzugefällig abirren mag.» Der Satz der Montessori: «Die auf Beobachtung sich gründende pädagogische Methode muß die Freiheit des Kindes zur Voraussetzung haben, und Freiheit ist Tätigkeit», dieser Satz ist also keineswegs so neu, wie mancher geschwätzige Polonius meint.

Der sichern Führung, den weisen Lenkkern und praktischen Pädagogen wird mehr als einmal hoher Wert zubemessen. Da klingt es anders als gelegentlich bei heutigen Schriftstellern, die für das Schul- und Erziehungswesen nichts übrig haben, als hätte es ihre genialische Veranlagung verkannt und gehemmt. Denn auch der Unterricht in den «Wanderjahren» ist bis ins einzelne überlegt.

Sämtliche Tätigkeiten werden unterrichtlich gesondert, in die Elemente zurückgeführt. Nur was der Fassungskraft entspricht, wird vermittelt. Allerdings hat Goethe hier nicht alles romanfertig eingefügt. Manches ist, kaum mit der Handlung verbunden, bloße, ja trockene Beschreibung: verschiedene Handwerke und ihre Bedeutung, Spinnen und Weben, Bedeutung des Milieus; einzelne Charakterzüge und ihre Auswirkungen sind dann freilich im Märchen, in Erzählung und Fabel dargelegt.

Da der Gemeinschaft so große Bedeutung für das Leben zugeschrieben wird, muß schon das Kind zur Gemeinschaft erzogen werden. Gemeinsame Arbeit, Sammlung unter bestimmten Aufsehern, die immer nahe sind, Chorgesang, Feste, Rhythmisierung, das alles gibt dem Ganzen ein bestimmtes geschlossenes Gepräge. Man erinnere sich übrigens, welche Bedeutung dem Rhythmus in der Erziehung zur Gemeinschaft besonders heute wieder zugeschrieben wird, nach den Experimenten des Jesuiten Jousse selbst für die Gedächtnisbildung.

Gemeinschaft und Gesellschaft sind in unserm Roman entscheidender für die Erziehung als die Familie. Das Preislied für die Mütter ist nicht so laut wie bei Pestalozzi, wenn an einer Stelle der Häuslichkeit auch schöne Worte gewidmet sind. Und der Vater? «Mich dünkt», versetzte Wilhelm, «der Sohn entwickle sich nirgends besser als in der Gegenwart des Vaters.» «Keineswegs!» erwiderte Leonardo, «dies ist ein holder elterlicher Irrtum: der Vater behält immer eine Art von despotischem Verhältnis zu dem Sohn, dessen Tugenden er nicht anerkennt und an dessen Fehlern er sich freut, deswegen die Alten schon zu sagen pflegten, des Helden Söhne

werden Taugenichtse, und ich habe mich weit genug in der Welt umgesehen, um hierüber ins Klare zu kommen.»

Gemeinsam ist sodann allen Zöglingen die Stufung des Bildeganges: Lehrling, Geselle, Meister, eine Stufung, wie sie sich überall entwickelt, wo die Gemeinschaft gesteigerte Leistungen verlangt. Sehr deutlich heißt es ferner: Wer sich den Gesetzen nicht fügt, ist entlassen. Denn Maximen müssen sein. Natalie, die Erzieherin junger Mädchen, betont einmal, daß es nötig sei, gewisse Gesetze auszusprechen und den Kindern einzuschärfen, damit sie dem Leben einen gewissen Halt geben. Ja, es sei besser, nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkür unserer Natur hin und her treibe.

Nun ist mit all dem Gesagten schon angedeutet, daß es sich trotz all der Gliederung, Spezialisierung und trotz des Eingestelltseins auf das Praktische hier nicht um bloß utilitarische Erziehung handelt. Wir sind auch in den «Wanderjahren» nicht in einer nüchternen Gegenwartswelt. Der Name Wanderjahre sagt es eigentlich schon. Über dem säuberlich in Gemüse-, Obst- und Heilkräutergebiet geteilten Fruchtgarten liegt Stille und Glanz reicher Kultur. Lob des Herkommens, Adel der Tradition klingen immer wieder und überall an. Muthesius berichtet, daß Goethe gerade das an Pestalozzi und vor allem an dessen Jüngern verdrossen habe, daß sie der Geschichte und Tradition so wenig Bedeutung beigemessen.

Der ganze Bildungsgang findet überdies seine Weihe im Kult. Weise und Sänger lehren mit priesterlicher Feierlichkeit. Fest und Tafelrunde umrahmen Gesänge und Musik, als wäre man bei Wagner. Und in dreifach gestufter Ehr-

furcht lernt der Zögling Achtung vor allem, was Odem hat. Weit läßt sich der Dichter über Religion und die Religionen aus, führt uns durch Hallen voller Schilderein, welche die verschiedenen Religionen charakterisieren. Was die «Wanderjahre» Fellenberg und somit auch Pestalozzi, was sie Marschlins verdanken, ist meines Wissens nicht restlos entschieden. Berichtet wird uns, die Grundzüge des Goetheschen Programmes für die Erziehung zur Ehrfurcht stammten zum Beispiel von Fellenberg. Dieser hätte, von Herbart angeregt, einen Gedanken verwirklicht, den schon Lessing und Herder pflegten: nämlich die Entwicklungsgeschichte der Religion nach der Entwicklung des Kindes unterrichtlich einzustellen. Dogmen der Kirche und Mysterien unserer Religion sollten nicht eher behandelt werden, als bis die Schüler genügend vorbereitet wären, «mit einem einfältigen Glauben das zu erfassen, was sich Unerklärliches darin findet.»

Nicht gemeinschaftzerstörender Individualismus, nicht individualismusknechtender Mechanismus, sondern organisches Verbundensein, das schildert dieser Roman. Es handelt sich denn auch um einen Bund, den die Personen dieser Erzählung bilden und den die Liebe kettet. Jeder ist Organ dieses Bundes, und sein Streben ist die Tat.

«Von dem Berge zu den Hügeln
Niederab das Tal entlang
Da erklingt es wie von Flügeln
Da bewegt sich's wie Gesang,

Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rat:
Und dein Streben sei's in Liebe
Und dein Leben sei die Tat.»

«Denken und Tun, Tun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden. Beides muß wie Aus- und Einatmen sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen.» Keiner hat denn auch Anspruch auf Mitgenossenschaft, der nicht in irgend einem Fach vollkommen ist. Jarno wird Bergmann, Friedrich Schreiber, Felix Stallmeister, Philine, «das unnützeste Geschöpf in der Welt» Schneiderin, Lydia die Nähterin, Wilhelm Meister Wundarzt. Zwar ist die höchste Stufe der Ehrfurcht die Ehrfurcht vor sich selbst; aber das bedeutet nicht Vergottung des Individuum; das heißt einfach Ehrfurcht vor dem Göttlichen in uns, wodurch das Menschenleben erst Sinn erhält.

Es ist also ganz selbstverständlich, daß der so gegründete, so verkettete Arbeitsbund für die Gemeinschaft wirkt. Der Gedanke des Zivildienstes ist hier vorweggenommen. Der Bund baut ein niedergebranntes Städtchen wieder auf, er kolonisiert, er urbarisiert Ödland. Jeder Teilnehmer hat gleiches Recht: der Handwerker wie der Fabrikleiter. Wer im Licht höherer Gesellschaftsschichten steht, führt und zieht empor. Um kommunistische Gleichmacherei handelt es sich nicht. Gut und Besitz wird nicht den Armen gegeben, sondern für sie verwaltet. Weltfrömmigkeit segnet das Tun, so daß am Ende jeder seine volle Garbe hat.

Schließlich umfaßt der Bund die Welt. Ein Teil der Bundesglieder wandert nach Amerika aus. Ja, durch Makarie gehen Zusammenhänge in überirdische Welten, wohin unser blödes Auge nicht mehr reicht.

Gottfried Keller hat seinen «Grünen Heinrich» ins Vaterland zurückgeführt

und durch den Dienst im und am Staat verwurzelt, im *Staate*, den er durch einen unverwelklichen Kranz herrlicher Lieder gepriesen hat. Goethe kannte die Blüte des Nationalismus, hier im guten Sinne, nicht. Er spricht an anderer Stelle vom Weltbürger, und Gemeinschaft ist ihm wohl eine Wirklichkeit, die aber ohne Grenzen und harte Gestalt zwischen den Gegensätzen des Einzelmenschen und der Menschheit fließt. Zwar spricht auch er von Volk, und jedes Volk hat seinen Lebensstil, sein Individuelles, wie durch Stellen aus den «Wanderjahren» belegt werden könnte. Aber jedes Volk stellt in seinen Urfunktionen und Urformen die gesamte Menschheit dar, wie in allen und den verschiedensten Volkszugehörigen das allgemein Menschliche überwiegt.

Und das Genie, das in der Sturm- und Drangzeit eine so große Rolle spielt? Es wird in den «Wanderjahren» besonders gern gesehen, weil es zum Respekt bequemt, «sogar vor dem, was man konventionell nennen könnte: denn was ist dieses anders, als daß die vorzüglichsten Menschen übereinkamen, das Notwendige, das Unerlässliche für das Beste zu halten, und gereicht es nicht überall zum Glück?» Also auch das Genie ist nicht mehr um seiner selbst willen da. Ein Genie mit gestutzten Flügeln? Jedenfalls, der etwas pedantische Herr Rath, der Vater Goethes, würde sich an dieser Auffassung des Sohnes freuen, und Pestalozzi darf seinen Klageruf an das Genie in seiner Hoheit, das in die Irre zu gehen droht, verstummen lassen. Übrigens erinnern manche Szenen aus dem Institut zu Iferten, von Zander vorzüglich geschildert, an die «Wanderjahre», wie die Erziehungsideen Goethes an die des alten Pestalozzi. Vom Nützlichen

durchs Wahre zum Schönen, das steht über dieser Welt Goethes. Ein Utopien? Ein Idealbild, gewiß, wie es Plato, Fourier, Saint-Simon und andere geschaut. Die Schau eines Dichters und eines Weisen. Vielleicht aber sind Utopien, nach jenem bekannten Wort, Wahrheiten vor der Zeit.

Ermatinger hat irgendwo gesagt, Goethe offenbare die allgemeine Tragik des deutschen Volkes: die Ohnmacht, Wissen und Tat miteinander zu verbinden, die Erkenntnis in wirkendes Leben zu leiten. Nur des deutschen Volkes? Erleben wir nicht alle den qualvoll schweren Versuch, aus den Nationalismen herauszukommen zu größern Völkergemeinschaften? Tun wir nicht alle den Blick ins Chaos? Es ist gar nicht ohne weiteres zu sagen, wie viel östliches Denken in unsere Weltanschauung und damit in unsere Erziehung hineingeflossen ist, wie viel Urständliches, Anarchisches unsere klassisch-humanistischen Ideale durchbrochen hat. Die Parallele, besser Gegensätzlichkeit, Goethe-Tolstoi beleuchtet das grell genug, eine Gegensätzlichkeit, schon verschiedentlich angeführt, am tiefsten gesehen, am geistreichsten gedeutet, am glänzendsten formuliert von Thomas Mann.

Überlieferung, Ehrfurcht, welche «die Menschen untereinander zu Menschen macht»! Unterordnung des Ich unter eine edle Gemeinschaft, so etwa heißt es bei Goethe. «Die Schule, in der weniger Zwang ist, ist besser als die, in der mehr Zwang ist. Die Methode, die zu ihrer Einführung keiner Anstrengungen der Disziplin bedarf, ist gut; die, welche mehr Strenge braucht, ist sicherlich

schlecht. Nehmen wir eine Schule wie die meine und versuchen wir dort Gespräche über Tische und Zimmerchen zu führen oder kleine Würfel hin und her zu schieben. In der Schule wird eine entsetzliche Unordnung entstehen, und es wird unbedingt nötig werden, die Schüler durch Strenge zur Ruhe zu bringen. Aber versuchen wir, ihnen eine interessante Geschichte zu erzählen oder Aufgaben zu stellen, oder lassen wir einen an der Tafel schreiben und die andern korrigieren, und lassen wir alle aus den Bänken heraus...» So Tolstoi.

Nicht was methodisch besser oder schlechter sei, ist hier die Frage. Die beiden Stellen möchten Gegensätze beleuchten oder wenigstens andeuten. Oder das andere! Die Jasnajer Kinder balgen mit ihrem weißen, weisen Lehrer herum. Der Wanderer in der «pädagogischen Provinz» dagegen findet überall Abstand, Gesetzmäßigkeit, Weihe, von zarter Musik übergossen. Der Geist der Musik, der Kultur, des feierlich gesetzmäßigen Zusammenwirkens waltet hier.

Wo wir stehen, möge jeder selber entscheiden. Hier taucht eine große, nicht leicht zu beantwortende Frage auf. Jedenfalls, so scheint mir, ist es eindrucksam, aus der Wirrnis unserer Tage in die Goethesche Welt der Klarheit und unverrückbaren Verpflichtung emporzuschauen, weit hin über Gipfel und Gräte, «ewigen Geistes ahndevoll.» Und sollten uns Kleinern nicht wie Faust die englischen Chöre erschallen, so mögen wir schlicht das weise Wort bewahren:

«Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.»

Matthias Claudius

Matthias Claudius, Sohn eines Pastors, wurde 1740 zu Reinfeld im Holsteinischen geboren. Er sollte Pfarrer werden. Aber weder die streng orthodoxe Richtung noch die aufgeklärte Vernunftreligion, die sich brüderlich stritten, konnten ihn einnehmen. Er wechselte in die Rechts- und Staatswissenschaft hinüber, beschäftigte sich aber zeit seines Lebens mit religiösen Fragen: mit dem apostolischen Christus, mit Religionsgeschichte, Philosophie. Auch Geschichte, alte und neue Sprachen fesselten ihn. Er soll, als er die Universität verließ, vertraut gewesen sein mit: Griechisch, Latein, Französisch, Italienisch, Spanisch, Englisch, Holländisch und Dänisch. Im Umgang sprach er plattdeutsch.

In Jena trat er mit der «Teutschen Gesellschaft», einem Dichterkreis, in Verbindung und schrieb bald anakreontische Verse nach dem Vorbilde Gerstenbergs, des Hauptes dieser «Teutschen Gesellschaft». Die Kritik ließ keinen guten Faden an Claudius' gereimten Tändeleien. Enttäuscht und entmutigt ließ er vorerst das Dichten und kehrte heim, ohne seine Studien abgeschlossen zu haben.

1764 trat er eine Stelle als Sekretär beim Grafen Holstein in Kopenhagen an. Hier fand er einen Freund in Klopstock, dessen schön und weit schwingende

Oden und dessen Epos «Messias» ihm eine neue poetische Welt auftaten.

Entscheidender aber war Hamburg, die Bekanntschaft mit dem gescheiten Theaterkritiker Lessing und mit Herder. Herder besonders begeisterte ihn. Weltgewandt, genialisch, voll feuriger Ideen und Pläne, die Claudius, dem Kleinen und Intimen zugewandt, bestaunte, wußte Herder einzunehmen. Herder anderseits nennt Claudius «das größte Genie... einen Freund von sonderbarem Geiste und von einem Herzen, das wie Steinkohle glüht, still, stark.»

Claudius arbeitete an den Hamburger Adreßcomptoirnachrichten. Er schrieb meist kurze Artikel zur Belehrung und Unterhaltung in einer Sprache, heiter und farbig, die gefiel. Dann erhielt er das Angebot, die Leitung einer neugegründeten Zeitung zu übernehmen. Das war der Wandsbecker Bote. Fröhlich übersiedelte Claudius nach Wandsbeck bei Hamburg, heute dessen Vorort, und ließ sein Blättlein losflattern. Es trat so schlicht und guter Laune auf, daß man auf den Redaktor aufmerksam wurde. Klopstock, Lessing, Herder, Gerstenberg arbeiteten bald, wenigstens gelegentlich, mit. Der Wandsbecker Bote erhielt literarisches Ansehen. Aber keinen wirtschaftlichen Erfolg, und dann hört der Spaß bald auf. Es ging abwärts. 1776 stand unser Redaktor wieder vor dem

Nichts. Das war um so bedenklicher, als er inzwischen geheiratet hatte, die Tochter eines Tischlermeisters, seine fromme, brave, anspruchslose Rebekka. Er schrieb an Herder: «Ihr Mädchen ist, hab' ich gehört, aus Veilchenduft und Mondschein zusammengewebt; o du lieber Jüngling, wie gönne ich sie Dir so herzlich und Dich dem Mädchen! Meins ist ein ungekünsteltes Bauernmädchen im wörtlichen Verstande, aber lieb habe ich sie darum nicht weniger, mir glüh'n oft die Fußsohlen vor Liebe.»

Herder vermittelte ihm eine Stelle als Oberlandeskommisarius in Darmstadt, die ihm aber nicht zusagte, und am wenigsten gefielen ihm die Vorgesetzten. Und dann das Heimweh! Eine Erkrankung erleichterte ihm den Entschluß zu demissionieren. Er kehrte in sein liebes Wandsbeck zurück. Herder fragte ihn mit seltsamem Zartgefühl, wovon er nun zu leben gedenke. Und die Antwort des schlichten Mannes: «Übersetzen, Fortsetzung des Asmus und — Befiehl du deine Wege!»

Das äußere Leben wurde dürftig genug. Zum Glück griff der Kronprinz von Dänemark helfend ein. Er wies ihm ein Jahresgehalt von 200 Talern an und verhalf ihm 1788 zum Amt des Rechnungsprüfers an der Schleswig-Holsteinischen Bank in Altona mit 800 Talern Gehalt. Nun mochte und mußte es gehen.

Aber das Alter kam, und das Alter bringt Ungemach, wie viele beschönigenden Worte auch unbeholfene Tröster wissen. Seine liebe Tochter Christiane starb im Alter von 20 Jahren. Claudius hat diesen Schlag nie überwunden. Sein zart-schönes Sternenlied «Christiane» gilt ihr.

Und dann die große, böse Welt! Die Französische Revolution flammte auf. Dann griff Napoleon zur Krone und ritt auf seinem Schimmel dröhnen Heeren zu gewaltigen Eroberungen voraus. Unheil überzog den Himmel über Europa mit Blutröte und Feuerschein. Not-schrei und Weheklag füllte die Nächte. 1813 besetzten die Franzosen auch Hamburg. Für Claudius kamen schlimme Tage. Der Sohn Johannes und der Schwiegersohn waren bei den Patrioten, die zum Widerstand gegen den Korsen riefen. Der dänische König aber, sein Gönner und Helfer, war mit Napoleon verbündet. Claudius floh mit Frau und Kindern nach Kiel und kam 1814 nach Lübeck, nachdem schwedische Truppen hier einmarschiert waren.

Nach knapp einem Jahr konnte er ins ländlich-stille Wandsbeck zurückkehren. Seine Gesundheit war erschüttert. Kraft und Mut, wieder anzufangen, waren geknickt. Am 21. Januar 1815 entschlummerte er friedvoll in Hamburg im Hause seines Schwiegersohnes, des Verlegers Friedrich Christoph Perthes.

*

Und doch darf man wohl sagen: Matthias Claudius lebte in der gewaltigen Umbruchzeit 1740/1815 eine Idylle, abseits vom Spektakel der Weltgeschichte oder doch kaum entscheidend einbezogen ins geschichtliche Geschehen. Als er von Darmstadt nach Wandsbeck zurückkehrte, schickte ihm Minister von Moser recht unfreundliche Worte nach. «Seine herzliche und populäre Schreibart schien die Erwerbung eines solchen Mannes bei einer Anstalt schätzbar zu machen, wo es wenig auf Befehle und soviel auf Überzeugung ankommt. Er war aber zu

faul, mochte nichts tun als Vögel singen hören, klavierspielen und spazierengehen, konnte die hiesige Luft nicht vertragen, fiel in eine tödliche Krankheit und ging von selbst zu seinen Seekrebsen zurück.» «Ein faul's Luder», sagten die erbosten Amtsbrüder vom Pfarrer von Cleversulzbach, wenn er Vikare für sich predigen ließ und vor der Kirche, im Grase liegend, zuhörte. Aber der Pfarrer von Cleversulzbach, Eduard Mörike, war im Grunde seines Herzens traurig, ein wunder Einsiedler; über seinen herrlichen Versen segelt der Nachtfalter. Claudius aber ist heiter, gesellig, frohmütig. «Er lacht über manche Dinge, worüber sich viele... halb tot ärgern würden», schreibt ein Zeitgenosse. Bei schönem Wetter sitzt er gerne im Garten und genießt ein Täßchen Kaffee. Oder er spaziert mit der langen Tonpfeife in der Lindenallee hin und her, die weiße Nachtmütze auf dem langen, braunen Haar. Oder er arbeitet in der gelb tapzierten Kammer; denn faul, wie der Minister sagt, ist Claudius nicht; oder zeigt und erklärt einem Gast die Schildereien auf dem Kachelofen. Oh, gemütlicher ist's freilich beim Bierkrug oder auf dem Kegelplatz! Und wie schön die Wolken geh'n und der Wind über die flimmernde Weite weht, und die Vögel singen! «Ich danke Gott und freue mich», jubelt er im Gedicht, «täglich zu singen.»

Nie ist sein Glaube erschüttert worden. Er kennt kaum Zweifel und Ängste. Heiter ist sein ländliches Haus, herzlich die Frau Rebekka, sein Bebelmus, wie er sie nennt, lustig die Kinder — elf werden es nach und nach —, schön der Garten, gütig der Himmel. Seinen Gott sieht er überall, in der großen Schöpfung, in der Familie, im Vaterland, im

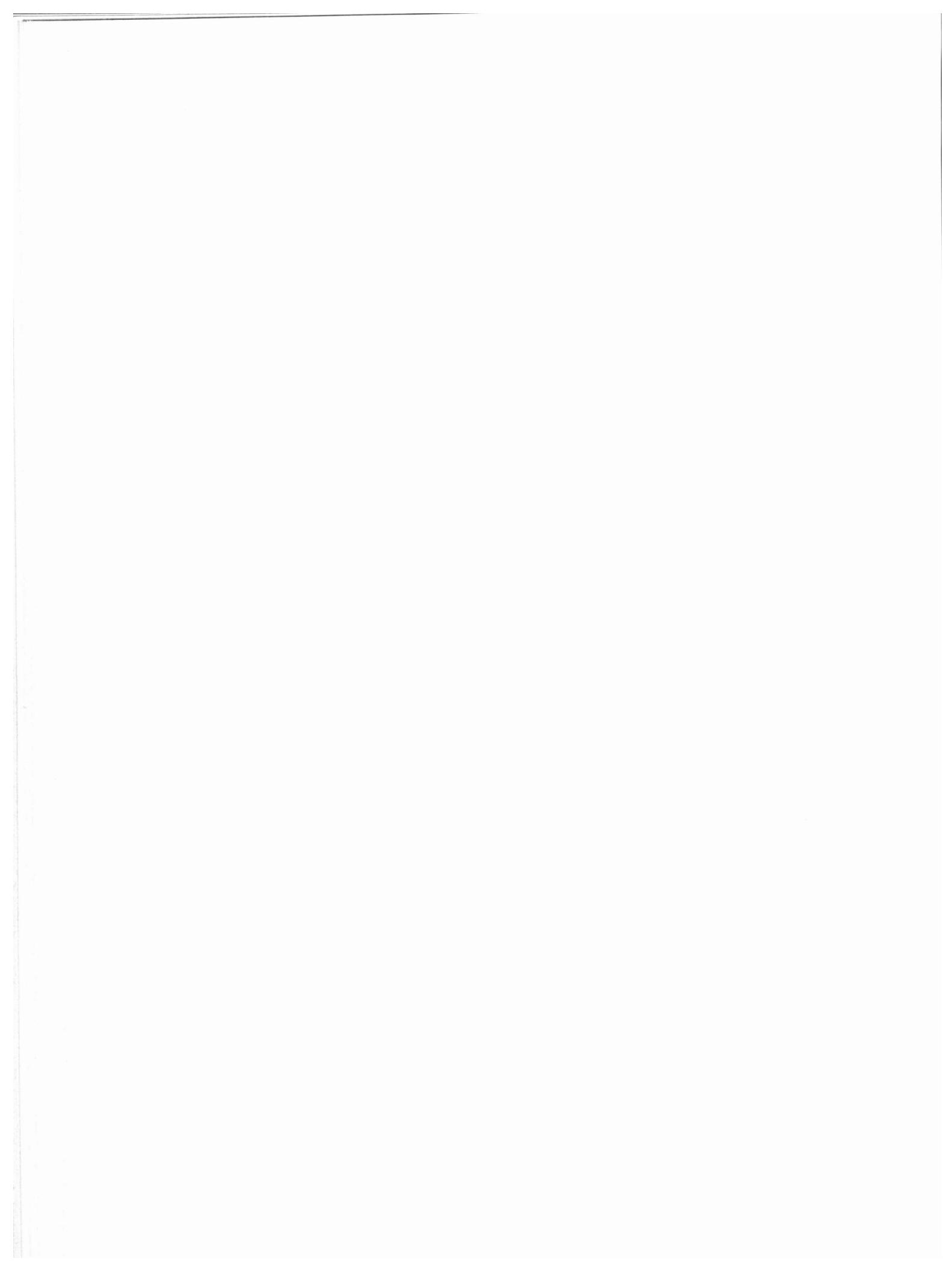
Menschen, einen lieben, väterlichen Gott «Glöcklein am Leibrock, die ihn und seinen Gang verraten». Sein Haus ist voll Musik. Er spielt Klavier, Frau Rebekka Cello, und die aufwachsenden Kinder machen jedes auf seine Weise mit. Sein Haus ist seine Burg.

Hausfeste sind seine Erholung. Manchmal auch seine Erfindung. Unter dem Titel «Neue Erfindung» beschreibt er sie. «Hab' eine neue Erfindung gemacht, Andres, und soll Dir hier so warm mitgeteilt werden. Nicht Geburtstags- und Namenstagsfeste, die sind selbstverständlich. Nein: das Knospenfest, der Widderschein, der Maimorgen, der Grünzüngel, der Herbstling (mit Bratäpfeln gefeiert), der Eiszäpfel.» «... Mancher denkt wohl, wenn er Eiszapfen am Dache sieht, könne er nun gleich anfangen zu feiern; aber weit gefehlt, es wird mehr dazu erforderl. Der Eiszäpfel kann durchaus ohne einen Schneemann nicht gefeiert werden, und dazu muß erst Schnee sein und Tauwetter kommen, daß der Schneemann gemacht werden kann, und wenn er gemacht ist und vor dem Fenster steht, muß er wieder frieren, daß Eiszapfen am Dach werden, einer halben Elle lang, nicht länger und nicht kürzer usw. Das sind die Präliminarartikel und die conditio sine qua non.»

Manchmal geht's laut zu bei den Claudius. In Bocksprüngen tollt er mit den Kindern durch den Garten und treibt mancherlei Kurzweil. Dann lässt er sich nicht stören und weist ungebettene Gäste ab. Nicht mit groben Worten, aber auf oft recht wunderliche Weise. Matthisson, der Freund unseres Dichters Salis, erzählt folgendes Stücklein. Claudius winkt einem unwillkommenen Guest, mit ihm hinters Haus zu kommen. Da



Matthias Claudius,
Gemälde von
Friedrike Leisching



weidet die Kuh, von vielen Stechmücken gepeinigt. Er zieht seine Nacht-mütze, schlägt darauf los und richtet ein ordentliches Blutbad an. Dann verbeugt er sich tief, die Mütze in der Rechten, vor dem zudringlichen Besucher, der begriffen hat und sich verlegen davonmacht. Der Schalk aber lacht: «Ja nun, Taten sind mehr als Worte.» Ein andermal meldet er einer hochgestellten Dame, die in der Kalesche dahengerollt, den berühmten Dichter kennen zu lernen, schon am Kutschenschlag, Herr Claudius sei nicht zu Hause. Ich denke, er hatte viel Besuch; sein Name ging weit.

In den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts lebte in Chur, im vornehmen Barockpalast an der Poststraße — die Churer heißen ihn das «Alte Gebäu», heute Justizpalais — Peter von Salis. Er war ein um- und weitsichtiger Handelsherr, von den Salis der reichste, auch gebildet, bibelfest und dem Schönen zugetan. Und ein kluger und besorgerter Vater. So schickte er die Söhne Anton und Daniel mit ihrem Hauslehrer nach Hamburg, wo die aufgeschlossenen Jungen die vorzüglich ausgewiesene Handelsakademie Büsch besuchten. Und nun vergaß er nicht, den beiden Studenten mit den üblichen väterlichen Ermahnungen die Aufforderung zu schreiben, dem «drolligen Claudius in Wandsbeck» ein Besüchlein abzustatten. Dem drolligen Claudius, das ist treffend.

Aber Claudius kann auch ungemütlich werden. Er kann auch unangenehme Wahrheiten in aller Öffentlichkeit sagen. Einmal bespricht er im Wandsbecker Boten die «Physiognomischen Fragmente» des Zürchers Lavater. Lavater wurde, besonders von den Frauen und ganz besonders von den Damen, als der beste Christ und der beste Dichter ange-

schwärmt und war darum etwas verwöhnt und eitel geworden. Er mag folgende Ausführungen, wenn er sie überhaupt gelesen hat, mit gemischten Gefühlen zur Kenntnis genommen haben. «Mag er (Lavater) bei seiner Entreprise parteiisch sein, übertreiben, tausendmal neben der Wahrheit hinfahren und mehr Unkraut als Weizen sammeln; er bleibt auch mit Unkraut in der Hand ein edler Mann, und dann ist noch immer die Frage erst, ob alles wirklich Unkraut ist, was du nach deinem Linneus Unkraut nennst.» Auch Herder, der Freund, muß sich einiges gefallen lassen. Claudius zwickt ihn so: «Wenn ich also eine Zange hätte, damit die Eitelkeit und andere Narrheit samt den Wurzeln ausgezogen werden könnten, so würde ich erst meine eigene ausziehen und dann Euch die Zange präsentieren.» Man wundert sich übrigens, daß er Herder nicht gänzlich zerzaust. Herder pries Shakespeare als «dramatischen Gott». Die biblische Schöpfungsgeschichte war ihm eine rein poetische, heilig-symbolische Dichtung. Die ganze moderne Bildung, die orthodox-christlichen Begriffe, schob er beiseite.

Was sollte Claudius solch blasphemischer Überschwang? Er blieb bei seinem alten, stillen und ländlichen Leben, setzte sein Vertrauen immer tiefer auf Gott und bekannte sich zum schlicht evangelischen Glauben als der einzige gültigen Wahrheit. Diese Einkehr in die Religion der Väter und Rückkehr in den engen Familienkreis löste ihn immer mehr von den Tagesfragen der Literatur. Wandsbeck lag am Rande alles Zeitgeschehens, in stiller Abgeschiedenheit. Ab und zu brachte ein Gast eine Nachricht: vielleicht vom Atheistenstreit in Jena, einen pikanten Klatsch vom

Weimarer Hof oder eine laut gepiresene Neuerscheinung vom Büchermarkt. Der Alte nahm das Buch zur Hand, blätterte wohl ein Weilchen darin, legte es auf die Seite und kehrte zurück zu seinen Nächsten, zu den Vögeln des Himmels und den Blumen des Feldes. Er war froh, mit den Zweifeln und Kämpfen der Großen nichts zu tun zu haben.

Goethe, den meteorhaft aufsteigenden Stern, hatte er einmal in Weimar getroffen und gesprochen. Das war 1784 gewesen. Er hatte im Wandsbecker Boten den «Götz» und den «Werther» besprochen; Goethe hatte sich darüber gefreut. Nun aber, je näher sie sich kamen, desto weiter gingen sie auseinander. Die Begegnung mußte, so schrieb Goethe aus Italien, zu einer «immer weitern Entfernung» und schließlich «zur leisen Trennung» führen. Ja, wie war's denn im Xenien-Streit mit Schiller und Goethe? Da haute Claudio wacker daneben:

«Er schrieb. Sie beteten den jungen
[Schreiber an —
Und es war um den Menschen getan!
O hättest du den Götzen nicht geschrie-
[ben;
So wären deine Götter in dir geblieben.»

Man denkt an unsren Salis, der Schiller das Gedicht «Die Götter Griechenlands» nicht verzeihen wollte. Die neue Zeit ward beiden fremd.

In Wandsbeck sammelte Claudio, was er in seinem Büchel, eben im Wandsbecker Boten, an Vers und Prosa im Laufe der Jahre publiziert hatte und gab es heraus unter dem Titel: «Asmus omnia sua secum portans» oder «Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten». Er schreibt in der Subscriptionsanzeige: «Ich will meine Werke auch sammeln

und herausgeben. Es hat mich zwar, wie sonst wohl zu geschehen pflegt, kein Mensch darum gebeten, und ich weiß besser als irgend ein geneigter Leser, wie wenig dran verloren wäre ...» Das heißt wohl, er kannte seine Grenzen und wußte oder ahnte, daß Großes im Wurfe war. In der Tat: im Zeitabschnitt von Claudio's Leben erschienen der «Nathan», «Don Carlos», «Iphigenie», der «Faust» (I), um nur einige der strahlenden Werke zu nennen, in denen die ewig brennenden Probleme des Menschen Gestalt suchten.

Claudio's Werke umfassen acht Teile mit einigen Kupferstichen Chodowieckis, des bekanntesten Kupferstechers jener Zeit. Diese acht Teile wurden in zwei stattlichen Bänden zusammengefaßt. Wer sie durchgeht, erhält den Eindruck von einem originellen, vielbelesenen, ja, gelehrten Mann. Er ergeht sich über östliche Religionen, und zwar weit aus- holend, eingehend und wissend, soweit ich das beurteilen kann. Er schreibt über Sokrates, er übersetzt Fenelon, Pascal, Bacons Glaubensbekenntnis und vieles andere und mustert, was im Schaufenster der Zeit erscheint. Freilich bietet er dann keine scharf und schlagend formulierten Rezensionen; er ist kein Lessing, kein sondernder Geist, der die Grenzen steckt. Er plaudert über das Gelesene, unterhaltend mit Spaß und Witz und gelegentlich mit einem Körnlein Ironie. Aber die Ironie ist nicht besonders seine Sache. Wer ohne Zweifel und Gottes und der Welt sicher ist, kommt ohne die Ironie aus. Vor allem bringt er religiöse Betrachtungen: über das Gewissen, das Vaterunser, «über den allgemeinen Eifer für Religion und religiöse Handlungen», über das Abendmahl, das er nach Luther aufgefaßt haben will usw. Die pietisti-

sche, warme Herzensfrömmigkeit, der feste lutherische Glauben sind die hellen Räume, in denen seine Glückseligkeit lobsingt. In seiner Auseinandersetzung mit der «neuen Theologie» bleibt er vornehm. Die folgende Stelle spricht dafür: «Und ich habe Lessing auch gekannt. Ich will nicht sagen, daß er mein Freund gewesen sei, aber ich war der seine. Und obgleich ich sein Credo nicht annehmen kann, so halte ich doch seinen Kopf hoch. Herrn Mendelssohns Bekanntschaft ist mir nicht beschieden gewesen. Aber ich habe ihn als einen hellen, forschenden Mann mit vielen Anderen geachtet, und als Juden habe ich, wie man sagt, ein tendre für ihn, um seiner großen Vätern, und um meiner Religion willen.» Anderseits hat er auch für die Katholiken herzliche Hochachtung.

Seinen langen «Einfältigen Hausvaterbericht über die christliche Religion — an seine Kinder Karoline, Anne, Auguste, Trinette, Johannes, Rebekka, Fritz, Ernst und Franz» — darf man übergehen. Aber der Brief von 1799 an seinen Sohn Johannes ist von väterlicher Güte, Lebenserfahrung und Erzieherweisheit voll und reif und sprachlich schön, ein Stück kerniger Prosa. Gesundes Brot, nicht Schleckware.

Er bringt auch heitere, spaßige und schrullige Stücke. Gelegentlich ist das eine und andere forciert und gesucht «volkstümlich». Aber es ist schon so, wie Traugott Vogel sagt, man muß die Sache mehrmals lesen, um den persönlichen Klang und eigenen rhythmischen Reiz zu erleben.

Der Leser stutzt einen Augenblick, wenn ihm am Eingang des Wandsbecker Boten der Kupferstich «Freund Hain» entgegengrinst, das Totengerippe als

«Schutzheiliger und Hausgott vorn an der Haustüre des Buches». Aber, nicht wahr, der Tod gehört diesen frommen Idyllikern und heiter seligen Christen zum Leben wie der Schatten zum Licht. (Sie nehmen ihn so ernst wie die Heutigen die sexuelle Aufklärung.) Salis-Seewis, Claudius' Zeitgenosse, war seinen deutschen Freunden durch Grablieder nahe. Und der andere Zeitgenosse, der alemannische Dichter oben im Wiesental, Johann Peter Hebel? In seinen zwei schönsten Kurzgeschichten führt der Tod Regie. Im «Kannitverstan» führt er den verstaunten Wandergesellen ans Grab eines Unbekannten und zu Einkehr und Zufriedenheit. Im «Unverhofften Wiedersehen» gibt er den Geliebten der Braut zurück. Der ist, ein junger Bergmann, eines Morgens in den Schacht gestiegen und nicht wiedergekehrt. Sie hat gewartet, eine Ewigkeit in Treuen gewartet und ist alt, runzlig und weiß geworden. Und nun liegt er vor ihr, in unverwelkter Schöne. So sanft und gut kann der Tod sein. In Claudius' Gedichten ist er mild und freundlich, aber auch einmal unbarmherzig den Hammer schwingend, «und die Stunde schlägt». Einmal ruft ihm Claudius burschikos zu: «Die Hand, lieber Hain! und wenn Ihr 'nmal kommt, fallt mir und meinen Freunden nicht hart.»

Die Dedikation des ersten Bändchens enthält ein paar Sätze, die nicht fehlen sollen. «Ich hab da 'n Büchel geschrieben und bring's Ihnen her. Sind Gedichte und Prosa. Weiß nicht, ob Sie 'n Liebhaber von Gedichten sind; sollt's kaum denken, da Sie überhaupt keinen Spaß verstehen, und die Zeiten vorbei sein sollen, wo Gedichte mehr waren. Einiges im Büchel soll Ihnen, hoff ich, nicht ganz mißfallen; das meiste ist Ein-

fassung und kleines Spielwerk: machen Sie mit, was Sie wollen.»

Frage mich einer, was denn Lyrik sei, ich möchte antworten: «Lyrik ist alchimistische Kunst, Zauber und Feuerwerk, Sagenlicht und Runengeheimnis, bald bizarr, von grünem Dämmer fremd, geheimnisvoll wie die Orchidee, bald wieder formstrenge und glasklar wie der Kristall, der das Licht in bunten Farben bricht.» «Wenn der Mann danach ist, dann kann der erste Vers aus dem Kursbuch sein und der zweite eine Gesangsbuchstrophe und der dritte ein Mikoschwitz, und das Ganze ist doch ein Gedicht. Und wenn der Mann nicht danach ist, dann können die Ehegatten ihre Frauen und die Mütter ihre Söhne und die Enkel ihre Großtanten im Lehnstuhl oder im Abendfrieden vielstrophig anreimen, und selbst der Laie wird bald merken, daß das keine Lyrik mehr ist.» So sagt Gottfried Benn, und der soll es ja wissen.

Claudius hat seine Verse mit sichtlicher Freude im Wandsbecker Boten ausgestreut: muntere Gelegenheitsgedichte und (für meinen Geschmack) auch einmal unschöne Sachen, wie «Auf einen Selbstmörder» oder das «Lied für Schwindsüchtige», auch Belanglosigkeiten, meist Gedichte mit vielen vierzeiligen Strophen. Man wünscht ihm manchmal einen tüchtigen Rotstift, leer plätschernde Strophen zu streichen, zusammenzufassen, zu ballen, zu runden, daß aus kleinem, geschlossenem Gebilde das Große und Allgemeine sich entfalte. Manches von Claudius ist mit dem Tag vergangen, anderes aber volkstümlich geworden, etwa das helle Rheinweinlied «Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher» oder «Der Bauer, nach geendigtem Prozeß». Einiges haben die braven

Schulbücher konserviert. Wir Alten kennen noch das «Lied, hinterm Ofen zu singen»; es beginnt: «Der Winter ist ein rechter Mann, kernfest und auf die Dauer»; in der siebten Strophe hat er ein Sommerschloß «im lieben Schweizerlande». Von «Urians Reise um die Welt» geht der Anfang noch als fliegende Redensart: »Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen . . .«. Sein «Gülden ABC und Ein silbern dito» hat der Aldus Manutius Verlag mit einem feinsinnigen Begleitwort Traugott Vogels als eine seiner Kostbarkeiten herausgegeben; es ist schon vergriffen. Kraftvoll ist das Kriegslied «'s ist Krieg! O Gottes Engel wehre / Und rede du darein», warm und innig das «Bei dem Grabe meines Vaters», übermüdig und witzig «Die Henne», zart und volksliedschön «Christiane». Genug, überlassen wir die Gedichtbeschreibungen den Versspezialisten. Jüngst fand ich ein paarmal in den Zeitungen — man mußte doch Claudius' gedenken — in all dem Gebräu über Konjunkturdämpfung das Gedicht «Der Mensch». Seltssames Zusammentreffen.

Der Mensch

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar
Kömmt er und sieht und höret
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret,
Und bringt sein Tränlein dar;
Verachtet und verehret,
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält nichts und alles wahr;
Erbauet und zerstöret;
Und quält sich immerdar;
Schläft, wachet, wächst und zehret;

Trägt braun und graues Haar
Und alles dieses währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Dann legt er sich zu seinen Vätern
nieder,
Und er kömmt nimmer wieder.

Claudius hat gerne für Komponisten geschrieben und auch Melodien genannt, nach denen dies und jenes Poem zu singen wäre. Da gibt es zum Beispiel eine große «Weihnacht-Kantilene» mit Chor, Rezitativ, Choral, Grave. Was alles von ihm vertont wurde, habe ich mir nicht festzustellen die Mühe genommen. Bekannt ist Othmar Schoecks Wandsbeker Liederbuch, op. 52, Liedfolge nach Gedichten von Matthias Claudius. Von Schubert hebe ich hervor «Der Tod und das Mädchen» («Vorüber! Ach, vorüber! Geh', wilder Knochenmann»). Schubert, der große Liedmeister, der aus jedem Kiesel Funken und Flammen schlug, hat es zunächst für eine Liedstimme vertont, dann zwischen 1824 und Frühling 1826 als sein vorletztes Streichquartett. Von Not und Krankheit verdüstert, von Todessahnungen durchschauert, strömt er in diesem Werk seine unsägliche Trauer erschütternd aus: allgegenwärtig ist der Tod. Allgemein bekannt ist wohl auch

«Motett» in der machtvollen Vertonung unseres Zürchers Hans Georg Nägeli (1773—1836), «Der Mensch lebt und bestehet . . .».

Es ist aber vor allem das Abendlied, das den Namen Matthias Claudius bis in unsere Zeit getragen hat und ihn weiter trägt. «Der Mond ist aufgegangen», fast blättert man im 4. Teil der Werke darüber weg, so unvermittelt, fast nebenbei, folgt das Lied einem eher trockenen Prosastück. Eines der schönsten Abendlieder deutscher Sprache, ein Juwel, gesprochen und gesungen. Es baut sich ganz selbstverständlich in sieben sechs- und kurzzeitlichen Jambenstrophen auf — Reim 1., 2., 4., 5., 3. und 6. Zeile — die voll und rein im Klang sind. Der erste Blick, wie könnte es anders sein, gilt dem Himmel, der sich mit Mond und Sternen auf Wald und Wiesen und die Gehöfte neigt und den Menschen still und fromm stimmt, daß er sein Heil bedenkt und auch den kranken Nachbarn in sein Gebet einschließt. Der ganze, schlichte, fromme, gottselige Claudius ist in diesen Versen Wort geworden. In ihnen und mit ihnen versammelt er die Familie an der Kinderwiege, wo und solange noch Familie ist.

Johann Gaudenz von Salis-Seewis

Der hochverdiente Historiker und Jurist Peter Conradin von Planta hat als Kantonsschüler einmal Johann Gaudenz von Salis-Seewis in Chur gesehen und das Bild des «schönen Greises» nicht mehr vergessen. Salis war hoch zu Pferd in der Uniform des eidgenössischen Obersten; Alter und körperliches Leiden hatten seine Ehrfurcht gebietenden und doch milden Züge eindrucksam geprägt.

Das muß im Herbst oder Winter 1833 gewesen sein; denn an Ostern 1834 rüstete sich Planta für seine Reise nach Berlin, und da sproßte schon das Grün auf Salis' Grabhügel oben in Seewis. Er war am 29. Januar 1834, einen Monat über 71 Jahre alt, heimgegangen.

Sein Begräbnis hat Adolf Frey, immer noch der beste Salisbiograph — ein hervorragender Biograph und Meister des literarischen Porträts — eindrucksam geschildert. «Vor dem Brückerschen Hause» (dem Turmhaus in Malans), «wo er die Augen geschlossen, stellten sich so viele Männer und Frauen ein, um ihm die letzte Ehre zu erweisen, daß sich niemand erinnern konnte, im Lande jemals ein so großes Leichengeleite gesehen zu haben. Und doch war das Wetter rauh und unfreundlich und der Weg weit und stellenweise beschwerlich; denn Salis hatte gewünscht, in Seewis, in der Nähe der Stammburg, bestattet

zu werden, wo so mancher seiner Ahnherren in der Gruft liegt. Die Mitglieder des Malanser Gemeinderates trugen ihn abwechselungsweise bis an die Grenze von Seewis, wo ihm nun die Vorsteuerschaft dieser Gemeinde den nämlichen Dienst erwies. Der Sturm jagte den Leidtragenden den Schnee ins Gesicht und wirbelte die Flocken um den einfachen schwarzen Sarg, den keine Blumen oder Kränze schmückten, da man diese Gabe nur Unverheirateten spendete. Wohl aber lagen der Obersthut und der Degen darauf, und im Zuge selbst sah man neben den eidgenössischen allerlei fremde Uniformen; mancher, der vordem in ausländischen Diensten gestanden, hatte den Waffenrock hervorgesucht und dem Verstorbenen zu Ehren angezogen. Denn er erschien denjenigen, die hinter seiner Hülle herschritten, nicht nur als der gefeierte Sänger und pflichtgetreue Beamte, sondern nicht minder als der tapfere Soldat, der seit den Kämpfen von 1799 der ‚General‘ hieß.»

Zu dieser schönen Schilderung sei die Ergänzung Eduard Korrodis angebracht, daß hundert Schüler der evangelischen Kantonsschule mit ihren Lehrern das Grab umstanden, darunter Röder, der erste Biograph Salis'. Dann erlaube ich mir eine kleine Korrektur anzubringen. Ich glaube, daß das ehrende Geleite in

erster Linie dem im Volk allgemein bekannten Soldaten, eben dem «General», galt, auch dem Patrioten und Beamten und ganz zuletzt noch dem Sänger. Richtig mag der Satz Freys sein, daß Bünden fühlte, was es an dem Verblichenen verloren hatte. Auch das heutige Graubünden müßte das wissen und dankbar bedenken. Darum ist dieser Aufsatz geschrieben.

Ist es nicht außerordentlich, daß der Verfasser zärtlich klingender Lieder uns zuerst als Soldat gegenüberstehen soll? Es geschieht nicht allein aus historischer Treue, sondern aus Respekt und Anerkennung für all die Tapferkeit, Pflichttreue und Entzagung, welche unsere Altvordern auf Schlachtfeldern in aller Welt bewiesen und bestanden. Zum Adel gehörte der Degen, der Dienst in der Fremde. Gustav Bener hat uns erzählt, wie viele Salis aus den verschiedenen Zweigen des Salischen Geschlechtes sich als Truppenführer auszeichneten. Daß sich freilich unser Gaudenz Salis im Soldatenrock des Auslands immer wohl fühlte, wird niemand behaupten wollen. Lyrische Gedichte schreibt man im allgemeinen nicht im Sattel des Kriegsrosses. Aus manchen Gedichten klingt das Heimweh nach versunkenen, seligen Knabentagen. —

Johann Gaudenz von Salis-Seewis, geboren im Bothmar zu Malans am 26. Dezember 1762, verbrachte eine schöne Jugendzeit im sonnigen Malans und dann wieder bei den Großeltern in Chur oder gelegentlich in Seewis. Chur war damals freilich ein kleines, graues Nest mit Mauern, Türmen und Toren, aber die Churer, vor allem der Adel, wußten sich zu vergnügen, winters mit Tanz und Schlittenfahrten, mit Einladungen zu Luckmilch oder einer Brusca, einem

Nachfest, wo man die Resten der Tafel von gestern genoß, im Sommer auf Ausflügen in der schönen Umgebung, im Herbst in den ausgedehnten Wingerten. Vom zwölften Jahre an führte Salis auf Wunsch der Eltern ein Tagebuch. Da verzeichnet er getreulich die gesellschaftlichen Freuden der adligen Jugend in Chur, Tanzen, Reiten und Jagen. Er meldet brav die Jungfrau, die ihm anvertraut war, vermerkt etwa auch «keine» oder daß er an jedem Arme eine führte. Großen Eindruck machte ihm der Tod des Fürstbischofs; er sah ihn auf dem Paradebett und wohnte der Bestattung bei. Er stieg sogar in die Gruft hinunter und erblickte dort die halbvermoderte Leiche eines Vorgängers des eben Bestatteten. Das Grab starrte ihn an mit den Schauern des großen Geheimnisses.

Das Tagebuch des Sechzehnjährigen beginnt: «Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.» Am Ostertage seines 16. Lebensjahres durfte er zum Abendmahl treten und bald darauf an die erste Landsgemeinde in Zizers reiten. Er notiert: «Es waren ziemlich Schlägereien. Der Vicari Sprecher ward von den Bauern gesteinigt.»

Zur Bildung eines Adligen jener Tage gehörte ein Aufenthalt in Frankreich oder in der welschen Schweiz und die große Tour, d. h. eine größere Reise durch Frankreich, Holland, Deutschland und die Schweiz, gewöhnlich vom Hofmeister, d. i. der Hauslehrer, begleitet. Johann Gaudenz sollte in Lausanne zum gebildeten Edelmann heranreifen. Tanz- und Fechtstunden, Mathematik, ausgedehnte Lektüre, vor allem Goethes, eine zarte Liebschaft, die ein Drama anregte, das waren die Erlebnisse, die ihn in Lausanne erfüllten. Nicht daß der Vater

Johann Ulrich (1740—1815) seinen Johann Gaudenz gezwungen hätte, Soldat zu werden. Es gab noch zwei Berufszweige, die einem Edelmann anständig waren: Politik und Kaufmannschaft. Aber der Junge fand, daß im Stande des Soldaten mehr billiger Sinn und Rechtlichkeit zu finden sei als anderswo und man darin als wahrer Christ leben und seinem Nächsten von Nutzen sein könne. Und so wurde er Soldat. Im Jahre 1779, also siebzehnjährig, trat er als Fähnrich in die Schweizergarde ein, wurde bald zum Offizier befördert und erlebte zunächst einen leichten, gut besoldeten Dienst und genoß die langen und schönen Urlaube, welche diesen Dienst unterbrachen. Es will nicht Sache dieses Aufsatzes sein, die Soldatentage Salis' in Frankreich im einzelnen zu schildern. Während der Schrecken der Französischen Revolution, als er für die Sache des Königs mit Abneigung, ja Ekel erfüllt war, bewahrte ihn ein guter Stern. Hätte man für die Bastille eine stärkere Besatzung befohlen, so wäre Salis abkommandiert worden. Am denkwürdigen 14. Juli 1789 befehligte er den Rest seiner Kompagnie am Pont tournant. Aus großen Entfernungen — ich folge der Schilderung Reichards — tat man einzelne Schüsse auf seine Mannschaft. Von Zeit zu Zeit kamen Volkshaufen, die ihm zuriefen: «Die Bastille ist erstürmt!», oder sie rasselten mit großen Beuteln voll Geld und lockten die Schweizer zum Übertritt. Salis ließ das Gewehr bei Fuß nehmen und keinen Schuß erwideren. Abends bekam er den Befehl, seinen Posten einzuziehen. In einem nahen Hause waren sein Freund Joh. Caspar Schweizer und dessen Frau beschäftigt, Patronen gegen ihn für die Volkshaufen zu ververtigen.

Beim Kampf in den Tuilerien rettete sich Salis dadurch das Leben, daß er am Morgen des 16. August über schriftlichen Arbeiten versäumte, mit einem Adjutanten Lafayettes zu einem Pferdekauf auszugehen, wie abgemacht war. Als er Glockensturm, Gewehrfeuer, Kanondonner und Straßenlärm vernahm, blieb ihm nichts anderes übrig, als voll Sorge und Jammer auf seinem Zimmer zu warten. —

Er war keiner von jenen Haudegen und Raufkumpanten, von denen Baldiron gesagt haben soll, «die Pündtner sein Teufeln»; aber er hat keine Pflicht versäumt und jede Mühsal und Gefahr auf sich genommen — denn ein Salis hält sein Wort, wie er einmal stolz erklärt. Pflicht war sein kategorischer Imperativ. Die zarte Empfindsamkeit, Innerlichkeit, seine ausgebreitete, sorgfältige Bildung, gütige Menschlichkeit, seine Frömmigkeit endlich machten ihn immer und überall zum Edelmann: am Prunkhof von Versailles, im unruhigen, lasterschwülen Paris wie am Wachtfeuer im Felde. Er war, so schildert ihn Frey, der bildhübsche Gardeoffizier, hoch und schlank im Scharlach des mit Silberstikkerei und silbernen Knöpfen versehenen Rockes, in schlehweißer Weste und weißen Beinkleidern, auf dem edlen Haupt mit der Adlernase die mit Silberschnüren und Quasten verzierte schwarze Bärenmütze. Frauengunst und Frauenliebe würden ihm nicht gemangelt haben. Die lebenslustige Caroline von Dacheröden schreibt 1780 aus Erfurt übermütig an Wilhelm von Humboldt: «Von meinen Liebschaften soll ich Dir erzählen? ... Eine schöne conquete ist mir diesen Winter im eigentlichen Verstand durch die Lappen gegangen, der Herr von Salis, der die schönen Verse macht. Caro-

line v. Beulwitz (geb. Lengefeld) hat versäumt, ihn mir zu schicken, elle s'en était éprise un peu elle-même. Du glaubst nicht, wie mich das geärgert hat, vor 5 und 6 Jahren habe ich mich schon in den Herrn von Salis verliebt und Verse an ihn gemacht und nun er mir so nah war, krieg ich ihn nicht zu sehen ...»

Noch stand er bis 1793 im Dienst der Französischen Republik; denn gerecht schien ihm der Kampf für die Freiheit des Volkes. Aber er war doch froh, den Dienst quittieren zu können. Die Verhältnisse machten ein Weiterkommen im französischen Dienst unwahrscheinlich. Nach der Heimat ging seine Sehnsucht. Ja, die Heimat, das sonnige Malans, der Wald und die Wiesen, Stille, das Dorfgeläute, Einkehr! Idyll nach dem Traum des bewunderten Rousseau! Er würde in seinem stillen Zimmer im Bothmar lesen, lesen nach Herzenslust, die Korrespondenz aufnehmen mit all den Freunden und Bekannten im schönen Zürich und in Deutschland — er kannte sie seit seiner großen Urlaubsreise von 1789—1790: die Wieland, Herder, von Kalb, Schiller, Goethe; «welch reicher Himmel! Stern bei Stern!» Er würde vielleicht auch dann und wann etwas «aufsetzen». Und... Ursina! Ihr hatte er am 15. Oktober 1792 geschrieben: «Mein ganzes Verlangen nach meiner Heimat ist nur eine Sehnsucht — nach Ihrem Ofensteglein oder gar nach der Manschnixen Hütte, an die letzte darf ich kaum denken — denn in allem Ernst, die süße Erinnerung kann mich rühren zu Thränen der Sehnsucht. Denken Sie, wie sich das schickte — mitten im Kriegsgetümmel, unter unsfern von der Sonne schwarzgebräunten Grenadieren, schnurrbärtigen Reutern und blutgierigen Volon-

taires, von denen unser Chamberri wimmelt ...» (A. Frey).

*

Die Wünsche des Einunddreißigjährigen schienen sich jauchzend zu erfüllen: der Vater gab den Widerstand gegen eine Heirat des Sohnes mit Ursina Pestalozzi, Tochter des Obersten Pestalozzi in Malans, auf; das jahrelange Liebesleid löste sich in Glück und Freude; die schöne und seelenvolle Ursina, eine holde Mädchengestalt, «sittsam wie Veilchen und keusch wie die Viole der Nacht», wurde sein. Emil Jenal hat ein Gedicht in Hexametern «Heinrich und Mariechen» aus dem Göttinger Musenalmanach 1787 ausgegraben, ein episches Gedicht, das den Fluch der Untreue schildert und das ein schreckliches Bild entrollt, wohl um zu zeigen, wie es ginge, wenn der Verfasser dem Drängen des Vaters nachgäbe und Ursina verließe. (Mir scheint freilich, das Gedicht sei die Druckerschwärze nicht wert.) Sodann erschienen die Gedichte in erster Auflage; «ersten Ruhmes zartes Morgenlicht» ging auf. Rasch fühlte sich Salis geborgen und lobte das häusliche Glück und stille Landleben. Es hätte wohl seinem Wesen entsprochen. Aber die Würfel lagen anders. Am Horizont der europäischen Geschichte begann das ungeheure Wetterleuchten großer Entscheidungen. In Helvetien gärte es. In Bünden loderte es. Kampf und Unrast ging durch alle Lande. Ich glaube, daß Emil Jenal recht hat, wenn er nicht den Niedergang, sondern voll Feuer die Wiedergeburt unseres Vaterlandes in der Stille betont, das Wirken all jener hoch- und treugesinnten Männer, die den ursprünglichen Staatsgedanken der werdenden Schweiz aufleben ließen und

eine geistige und sittliche Erneuerung des Volkes anstrebten, eine Einkehr und Umkehr von Grund auf forderten. Wer wollte sie belächeln, jene Gesinnungsfreunde, die als Helvetische Gesellschaft 1760 erstmals zu Schinznach zusammentraten und die in ihrem «Gesetz» Ziel und Zweck so bestimmten: «Freundschaft und Liebe, Verbindung und Eintracht unter den Eidgenossen zu stiften und zu erhalten, die Triebe zu schönen, guten und edlen Taten auszubreiten und Friede, Freiheit und Tugend durch die Freunde des Vaterlandes auf künftige Alter und Zeiten fortzupflanzen»? Noch einmal, wer wollte sie mitleidig belächeln: die Urs Balthasar, Hirzel, Martin Planta, Ulysses v. Salis-Marschlins, Zellweger, Rengger und wie sie alle heißen? Alle Parteischlagworte wollten sie verstummen, nur eine Partei, eine Lösung gelten lassen: das Vaterland, nur einen Zweck verfolgen: das größtmögliche Volksglück. Martin Planta hatte als wertvolles Volksbildungsmittel Lieder gefordert, welche Taten und Verdienst der Vorfahren, aber auch Tüchtigkeit und Tugend des guten, zeitnahen Landmannes besingen. Der fleißige Hausvater, die gute Mutter, der züchtige Jüngling, die keusche Jungfrau sollen darin schalten und walten. Munter, geistreich und ja nicht satirisch und von dramatischer Spannung müßten sie sein und durch reizende Melodien lieblich eingehen. Und so schrieb Lavater seine «Schweizerlieder». Man vertiefte sich in die vaterländische Geschichte, erwog den Plan einer vaterländischen Akademie, dachte an nationale Schulen, einen Nationalkalender, an Förderung der Landwirtschaft. Die reiche Saat der Ideen wurde durch die einbrechenden französischen Armeen nicht erstickt.

Vielmehr wäre die große Restauration ohne die fränkische Republik gar nicht oder erst nach blutigen Bürgerkriegen gekommen. Die Schweiz war vor dem Zusammenbruch ein Gebröckel von kleinen Staaten und Völkerschaften, mehr nicht. Johann Strickler schreibt: «Eine freiwillige und friedliche Vereinigung dieser zahllosen Völkerstaaten und Völkchen von entgegengesetzten Interessen, Zwecken und Denkungsart unter eine sich selbst zu gebende Konstitution, zu der geradehin nichts vorhanden war als das erste Prinzip, wäre bei nahe so undenkbar als Spinozas Bildung der jetzigen Welt aus blind im Chaos herumschwimmenden Atomen. Es bedurfte einer Gottheit, welche zu diesen Atomen sprach: Es werde; und die Rolle dieser höheren Macht übernahm hier — die fränkische Republik.» Aus solcher Schau muß auch die Einstellung des in Haldenstein geschulten Laharpe und des Baslers Peter Ochs für die Helvetische Verfassung verstanden sein.

Die gärende Zeit rief auch Salis ins vordere Glied der Verantwortungsbewußten. Er schrieb zwar keine «Schweizerlieder» wie Lavater, keine «Berufslieder» und «moralische Lieder» (wie sie in Deutschland ja auch der Pädagoge Basedow wünschte); dazu war er zu sehr wirklicher Dichter. Als erste Aufgabe betrachtete er im vereideten, geistig stumpfen Bergland Bünden die Verbesserung des Volksschulwesens und schrieb seinen Schulplan. Er ist uns nicht sicher bekannt. Es ist vielleicht so, wie Friedrich Pieth annimmt, daß er im Projekt aufging, das, verschiedene Vorschläge zusammenfassend, der Standesversammlung von 1794 eingereicht wurde. (Was ist von Johann Baptista von Tscharner, was von Salis?) Dieser Plan sah vor:



Johann Gaudenz von Salis

1. niedere Dorf- oder Gemeindeschulen;
2. politische Unterweisung und Übung für Jünglinge und Männer;
3. eine Landesschule zur Heranbildung von Lehrern, Richtern und Amtsleuten;
4. Vorschläge zur Förderung höherer Studien.

Für die Unterstufe sollte ein Buch geschaffen werden, enthaltend eine Fibel und einen Geschichtenteil mit Gebeten und vaterlandsfreudigen Lesestücklein. Ein zweites Buch würde die Kenntnisse von Verfassung und Gesetzen vermitteln; gedacht war ein staatsbürgerlicher Katechismus mit Frage und Antwort. Auch an eine kantonale Mittelschule ist gedacht und an die Erwachsenenbildung. Die kommenden Stürme deckten all diese fortschrittlichen Projekte zu.

Wie liebevoll Salis die Schul- und Erziehungsfragen überdachte, erhellt daraus, daß er auch die Mädchenerziehung nicht vergaß. An den Bestrebungen Heinrich Pestalozzis hing er «mit ganzer Seele» und war nach Kräften zu ihrer Unterstützung bereit. Er vergaß nicht, einen Freund in die Schule von Reichenau zu führen, die Johann Baptista v. Tscharner dort im Schloß hatte einrichten lassen, und wußte warmes Lob für die pädagogischen Verdienste Heinrich Zschokkes in Graubünden.

Eine weitere Sorge Salis' galt dem Bündner Militärwesen. Er schlug die Volksbewaffnung vor. Sein Projekt erlebte die offizielle Drucklegung, aber damit war die Sache erledigt. O ja, er hatte in der Fremde sein mit der Sehnsucht geschautes Land idealisiert, es mit einem Blütenkranz von Versen verherrlicht. In Tat und Wahrheit krankte es an bösen Übeln und Gebrechen. Es mottete allenthalben. Der aristokratischen Herrschaft

und Allmacht stellte sich eine wachsende Opposition entgegen, die eine Staatsreform verlangte. An der Spitze der neuen Partei, der Partei der Patrioten, stand der edelgesinnte Johann Baptista v. Tscharner. Salis trat ihr bei zum großen Verdruß des Vaters und zum Ärger der weitverzweigten Familien Salis, die vor allem das alte Regiment verkörperten, und obwohl es zunächst um die Sache der Freiheit in Europa nicht gut bestellt war. Der Französischen Republik stand ein gewaltiger Fürstenbund entgegen: Österreich, Preußen, Deutschland, England, Spanien und Piemont. Eine raffinierte gegenrevolutionäre Propaganda bearbeitete mit Erfolg die Massen. Unter den Patrioten war man uneinig. Salis gehörte dann dem «Zuzug» an, jener Kommission, bestehend aus den drei Häuptern und neun Abgeordneten der Bünde, die Maßnahmen zur Wahrung der Neutralität treffen sollte; denn im Süden und Norden rückte der Krieg näher. Auch hatte der «Zuzug» die Verhandlungen mit Napoleon wegen des Veltlins zu bestimmen. Rufer läßt Salis bei diesen Vorkommnissen den staatsmännischen Weitblick vermissen, was hier nicht im einzelnen nachgeschrieben werden soll. Freilich bezichtigt er ihn nicht des Verrates wie Salis' Zeitgenosse und Mitkämpfer Gaudenz Planta, den grimmen «Bär». Aber aus Kleinmut, Schwäche, Kurzsichtigkeit und Verantwortungsscheu trage er Mitschuld am Verlust des Veltlins. Die Mitglieder des «Zuzugs» wurden abgesetzt und im Frühling 1798 vor ein unparteisches Gericht gestellt. Salis mußte 600 Taler Buße zahlen.

Inzwischen war Helvetien zusammengebrochen und wieder neu aufgerichtet worden. In Graubünden stellte sich die

Frage nach dem Anschluß. Darüber flackte der Zwist neu und heftiger auf. In der Herrschaft, Malans voran, errichtete man Freiheitsbäume und steckte helvetische Kokarden an, was die gereizte Gegenpartei zu Gewalttaten verführte. Bewaffnete Banden auf beiden Seiten traten auf. Haß um Haß, Blut um Blut. Da suchte der allgemeine Bundestag zu Ilanz um des Kaisers Schutz nach und befahl die Bewaffnung von 6000 Mann. Die Churer Patrioten, 80 Mann, darunter Salis-Seewis, protestierten in einer öffentlichen Druckschrift. Das war Öl ins Feuer. Am 2. Oktober, einem Markttag, kamen die erbosten Schanfigger in Scharen nach Chur, drangen ins Rathaus ein, beschimpften die Patrioten als Meineidige und Verräter, da das Bündner Volk Ende Juli wirklich unter äußerster Erregung in seiner Abstimmung den Anschluß abgelehnt hatte. Die Patrioten waren ihres Lebens nicht mehr sicher. Sie flohen. 500 bis 600 Flüchtlinge strömten in Ragaz zusammen. Auch Salis-Seewis war darunter. Ursina, zu ihrer Mutter nach Tamins gebracht, soll nach der Familientradition sich Flüchtlingen angeschlossen haben, die den Kunkelser Paß überschritten. In Ragaz soll sie dann ihren Gatten getroffen haben. Heinrich Zschokke, damals noch Rektor der Schule im Schlosse Reichenau, wo der französische Gesandte Guyot seinen Sitz hatte, erzählt diese Ereignisse so: «Viele der achtbarsten Männer, sonst in der Volksgunst gefeierte, waren nun vor der Wut des fanatisierten Pöbels ihres Lebens nicht mehr geborgen, waren gezwungen, als Geächtete auf Schweizerboden zu flüchten. Ich vernahm mit Erstaunen, sogar der Standespräsident von Tscharner, seiner Ämter und Würden verlustig, habe

sich über den Rhein gerettet, sogar der stille, harmlose Dichter Salis-Seewis, weil seine Überzeugung nicht im Einklang mit denen der übrigen Salis gewesen, habe, sein junges, schönes Weib am Arm, Haus und Hof verlassen müssen, sei in mondheller Nacht über die Kunkelser Alpen geflüchtet, verfolgt von bewaffneten Bauern, die ihm noch über die Grenze einen Flintenschuß nachgeschickt hätten.»

Salis hätte sich in Meilen niederlassen können, wo er zusammen mit seinen Brüdern Gubert und Herkules zwei Höfe besaß; allein die bewegte Zeit gönnte ihm die Ruhe nicht. Österreich und Russland traten der französischen Freiheitsbewegung entgegen; die Schweiz wurde Kriegsschauplatz. Rasch entschlossen stellte sich der seit Dezember 1798 helvetisches Bürgerrecht Genießende in den Dienst der Helvetik, leitete die mühselige Organisation der helvetischen Armee, wurde 1799 Generaladjutant, später Generalstabschef und führte im Kampf gegen die Österreicher das Kommando des rechten Heerflügels. Aber die Lage der Helvetischen Republik wurde immer kritischer, die Stellung Salis' schwieriger. Hoffnungslosigkeit griff um sich. Er blieb aufrecht. Als Begleiter Massenas sah er in der ersten Schlacht bei Zürich mehr als einmal dem Tod in die Augen. Die Trennung von Ursina, die krank und unstet ihren Wohnsitz mehrmals wechseln mußte, und seine Unmöglichkeit, ihr mit den nötigen Mitteln beizustehen, erschütterten ihn. «... am Ende verkaufe ich meine Pferde und wir verbergen uns in irgend einem Dorf», schreibt er einmal verzweifelt. Rufer ist der Meinung, und er begründet sie, daß Salis der Aufgabe eines Generalstabschefs nicht gewachsen

gewesen sei. Salis selber wünschte sehnlich, der Bürde ledig zu werden; denn die gewaltigen Anforderungen gingen über seine Kraft. «Ich harre aus in einer Lage, in der ich gezwungen bin, zu gleicher Zeit die peinlichen Pflichten des Kommandanten und Generalstabschefs zu erfüllen, ohne weder das eine noch andere zu sein, alle Tage an der Spitze der Truppen auf dem Schlachtfeld, nachts auf dem Bureau, ohne den einen oder andern Anforderungen genügen zu können.» So und ähnlich ringt sich mehr als einmal seine Klage aus gepreßtem Herzen. Nicht ohne Erschütterung vernimmt man, wie er im Frühjahr 1799 in bester Gesundheit, rosig und mit wallenden braunen Locken, als Siebenunddreißiger ins Feld gezogen und wie er, nach einigen Monaten nur, zurückkehrte: ein hagerer, abgezehrter Greis, mit gebleichtem Haar; seine nahen Freunde selbst kannten ihn kaum. Was hatte ihn die unsäglichen Mühen, bösen Gefahren und zermürbenden Sorgen ertragen machen? Das Pflichtbewußtsein und der Glaube an Graubünden als künftigen Eckstein einer schweizerischen Republik! Noch besuchte er Malans nur vorübergehend; er wurde 1801 Mitglied der Helvetischen Tagsatzung und 1802 des Obersten Gerichtshofes in Bern. Aber 1803 brachte die Mediationsakte die Bestimmung, daß sich alle helvetischen Behörden aufzulösen hätten. Salis durfte heimkehren.

*

Denkt man an den zärtlichen Gatten, an den treubesorgten Vater, an einen dem trauten Familienkreis so innig Ergebenen, der mit Pestalozzis Liebe an der Wohnstube hing, dann kann man ermessen, was dem Heimgekehrten die ruhi-

gen Tage im Bothmar bedeuteten. Sie flossen ihm wie die leisen Wellen eines besonnten, lieblich umgrünten Stromes dahin mit sorgenfreier Beschäftigung in der Landwirtschaft und mit der Erziehung seiner vier Kinder. In stillen Abendstunden las er mit Ursina Aeschylus und Sophokles. Bei aller Liebe zur Heimat sträubte er sich so lange als möglich, irgendeine Stellung anzunehmen. Das Land war noch zu sehr vom Haß der Parteien zerklüftet; man würde nicht ungestraft in öffentlichen Beamungen und in Behörden Kultur und Veredlung zu fördern versuchen. Aber schließlich wußten ihn die Mitbürger doch einzuspannen und mit Ämtern zu bebürden. Er wurde 1805 Mitglied des Großen Rates, 1806 Mitglied der Standeskommission, 1807 Bundesstattleiter, Landrichter und Oberappellationsrichter der Landschaft Maienfeld, 1808 Bundeslandammann. Selbstverständlich wurden ihm auch militärische Ämter übertragen; er wurde Oberst der Kantonsmiliz und Präsident der Militärkommission, 1818 auch eidgenössischer Oberst. Wieviel Geschäfte mag er erledigt, wieviel Aktenstaub und Ärger in dämmriger Schreibstube geschluckt, wieviel Enttäuschungen erlebt haben! Volksgunst ist launischer als Fürstengunst. Es liegt Bitterkeit in seinen Worten, wenn er einem abgerissenen Blatte anvertraut, von allem Guten, was er besitze, sei das poetische Talent das, worauf er sich am wenigsten etwas zugute halte. Es sei Gabe des Himmels, und der Ruhm, den er dafür ernte, setze ihn in Verlegenheit. Wenn er an den Aufwand von Zeit, Kraft und reinem Streben denke, den er auf das Militärische und Bürgerliche verwendet, dann seien seine «literarischen Versuche»

mit verschwenderischem Lob, seine Anforderung für das Gute und Edle im bürgerlichen Leben, für das Gemeinwohl, mit Verkennung und Undank belohnt worden, und wörtlich: «Die Menschen berechnen das Verdienst nicht nach dem, was es kostet, sondern nach dem, was es einbringt. Doch das mag nun einmal in der Natur der Dinge liegen, daß man wenig anerkannt wird, wenn man Zeit, Kräfte und Leben der guten Sache weiht, zumal wenn diese gute Sache im Gemeinwohl liegt, und wenn man mehr für den Vortheil und die Veredlung der Menschheit und des ganzen Volkes eintritt, als für den Nutzen und sinnlichen Vortheil der Einzelnen handelt.»

Allmählich zeigten sich die Gebrechen des Alters. Vor Jahren hatte ihn das scheu gewordene Pferd abgeworfen und an die Brust geschlagen. Nun meldeten sich die Folgen. Rheumatische Schmerzen begannen ihn zu quälen. Das Augenlicht wurde schwächer. Er mußte in den warmen Heilquellen von Pfäfers Linderung oder in der milden Luft von Seewis Erholung suchen. Dort stand sein väterliches Schloß. Aber die schwere Sorge um seine kränker werdende Frau kam hinzu. Müde werden seine Schritte. Die Hände zittern. Die Tage quälen ihn mit Schmerzen, und die Nächte sind ohne Schlaf.

Am 29. Januar 1834 steht sein Herz still.

Die Trauerbotschaft geht gedämpft durch das Dorf. Der Ansager klopft von Tür zu Tür: «Der Herr General von Salis ist in die Ewigkeit hinüber.»

*

Das Erscheinen des Erstlings ist für einen jungen Dichter meist eine erre-

gende Angelegenheit, wenn er selbstkritisch und gewissenhaft ist. Es geht ihm wie Schillers Glockengießer: «Wenn der Guß mißlang?» Vielleicht hätte Salis seine Lieder, die zerstreut in Almanachen erschienen waren, denn auch gar nicht gesammelt herausgegeben. «Ach, ich bin kein Dichter», klagte er einmal Heinrich Zschokke. Seine Bescheidenheit, fast ängstliche Gewissenhaftigkeit, sein außerordentlich feines Sprachgefühl, das immer die treffende Tasse anzuschlagen, immer den bezeichnendsten und wohlklingendsten Ausdruck zu wählen verlangte, machten ihm die Arbeit schwer und offenbar noch schwerer den Entschluß, an die Öffentlichkeit zu treten. Er korrigierte, feilte, änderte, schied Ungenügendes aus, bis das Gebilde blank da war, «wie aus dem Nichts geboren». Als die erste Auflage schon im Druck war, wollte er «Das Lied eines Landmanns in der Fremde» ausmerzen, um diesen Lückenbüßer, wie er sagte, nicht auf dem Gewissen zu haben. In der Tat erschienen die Gedichte zum erstenmal «gesammelt durch seinen Freund Friedrich Matthison, Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Compagnie». Was nun gesagt sein muß: Friedrich Matthison, geboren 1761 in Hohendodeleben bei Magdeburg, also ein Zeitgenosse und ein Salis verwandter Dichter, war und blieb dem Bündner in wolkenloser Freundschaft verbunden. Man hat ihre Lyrik gerne verglichen und Abhängigkeiten hier und dort feststellen wollen. Aber Adolf Frey, der von der Technik, von der «Mache» eines Gedichtes viel verstand und viel darüber nachsann und grübelte, schreibt: «Vielleicht kennt die Literatur keinen zweiten Fall von so überraschender Ähnlichkeit der Physiognomie zweier Dichter,

von denen doch keiner ein eigentlicher Nachahmer des andern ist, sondern jeder in seinen eigenen Schuhen steht.» Freilich erklärt er dann die Übereinstimmung so, daß beide von einem Dritten beeinflußt seien, nämlich von Höltys.

In der Frage der Übereinstimmung von Salis-Matthisons-Höltys Lyrik ist das Urteil von Johann Heinrich Voß interessant; darüber zwei Briefe Vossens an Salis von 1787 und 1788.

Johann Heinrich Voß an Salis

Eutin, den 22. September 1787

Ihre letzten Gedichte, die Sie mir für meinen Almanach geschickt haben, mein lieber Herr von Salis, machen mir Mut, Ihnen meine Meinung so aufrichtig zu sagen, wie ich's mit meinen bewährten Freunden gewohnt bin. Sie sind würdig, Höltys Stelle einzunehmen. Aber weil Sie das sind, so bitte ich Sie, strenge gegen sich zu sein und nichts drucken zu lassen, wovon Ihnen der gute Genius zufüsstert, daß es Höltys nicht würdig sei. Einige Ihrer Gedichte haben den selbigen Fehler, der in Höltys Versarbeiten herrscht: zu viel Gemälde ohne festen Standpunkt. Man kann hinzusetzen und wegnehmen, ohne den Plan zu verderben. Ein solcher Plan ist eigentlich kein Plan. Dann sind einige Ihrer Gemälde in sich überladen, einige auch zu sichtbar nach andern Gemälden, besonders von Höltys, abgezeichnet. Sie haben zu viel selbständigen Geist und zu warmes Gefühl der Natur, daß solche Flecken nicht auch, ohne Erinnerung eines Freundes, allmählich verschwinden sollten. Aber ich weiß, Sie nehmen mir meinen wohlgemeinten Rath nicht übel. Ich schreibe ungern Kritiken, weil man selten Dank verdient; diesmal konnte ich nicht wi-

derstehen, so lebhaft drang die Erinnerung meines seligen Freundes auf mich ein. Und ich hoffe, daß Sie mir mit dem Dichter auch den Freund ersetzen werden.

Künftig werde ich den Almanach allein herausgeben. Ich erbitte mir Ihre Beiträge früher, damit wir uns über manches vorher besprechen können. Schreiben Sie mir doch etwas von Ihrem Leben, von Ihrer Bildung. Lesen Sie die Alten? Haben Sie literarischen Umgang? Und wie machen Sie's, Ihre Sprache nicht zu verlernen?

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit. Leben Sie wohl.

Ihr ergebenster

Voß

Eutin, den 29. September 88

Ihr Brief, mein edler Freund, hat mich mit inniger Sehnsucht erfüllt, Sie noch in diesem Leben zu sehen. (Aber hier im Norden ist es nur möglich.)

Hier haben Sie den neuen Almanach, den Dank für Ihre Beiträge. Sie scheinen mir doch näher mit Höltys verwandt, als Freund Matthisson. (Ein paar leichte Änderungen von mir.) Schicken Sie mir gleich, wie Sie etwas gemacht haben, damit ich früher mit Ihnen beraten könne. So machten wir's ehedem, Höltys und ich. Auch deswegen wünschte ich's wenn ein Lied für den Gesang darunter wäre, daß ich's dem Komponist noch früh genug senden könnte.

Dieser Winter wird mir unter lauter Kritik vergehen. Ich arbeite den Kommentar zum zweitenmal und finde, daß die Arbeit sich belohnt. Die Sorge des Almanachs übertrage ich meinen Freunden. Also lassen Sie ja keine Stunde der Muße entchlüpfen. Nach 1000 Jahren kommentiert Ihre Gedichte ein Kritiker.

Ich umarme Sie, lieber Freund! Schreiben Sie mir viel von sich, denn ich liebe Sie . . .

Leben Sie lange, und wohl!

Der Ihrige

Voß

Die «wissenschaftliche» Gepflogenheit soll uns nicht aufhalten, die Salis verwandten Dichter mit der Laterne zu suchen. Ich folge hier Jenal, der in seinem Salisbuch von 1924 neue Sicht versucht; er stellt den Bündner Dichter mit Haller, Bodmer, Lavater zusammen und erklärt ihn aus Geschichte und Heimatscholle. Schlagen wir denn die Gedichte auf und hören, was aus ihnen klingt und singt. Die Heimat! Das Land seiner frühen Jugendzeit, das Reb- und Wiesengelände der Herrschaft, etwa noch die Narzissenflur von Seewis leuchten auf. Die Matten voll goldner Primeln, die «Silberhülle» der Fluren, Ackergold mit blitzenden Sicheln und Sensen, Busch und Baum breiten sich beglückend vor uns aus. Wie bezaubert später «der unter so sanfter Schwebung beständig in allen seinen Wandlungen gekrönte Garten» Rainer Maria Rilke. Wie entzücken Rilke die unten kerbig ausgebogenen Stiegengeländer, das Schloß mit dem Gitterkorb des Geländers, Rondell und Fontäne! Das Gerank der Rosenbüschel! Salis dagegen besingt den Röhrenbrunnen, das Dorf, besingt nicht das Adelschloß, sondern die kleine Hütte, nicht die geschorene Boskette, sondern das Birnenspalier. Er besingt die bäuerliche, die ursprüngliche Welt. Er weist den «funkelnden Ring», die «blitzende Schnalle», «Puder und Pomade» von sich. Rousseaus rettende Natur soll uns erfreuen. Freilich mit einer Fülle, die gelegentlich überbordet, mit: Kirschenblütenreisern, Anemonen, Cytisus, Nar-

zissen, Angerklee, Gras, Lotus, Geisblatt, mit Aurikeln, Maienreischen, Tulpen. Der Zeitgenosse der hervorragenden Bündner Naturforscher Luzius Pool, Plazidus a Spescha, v. Albertini verbirgt auch seine botanischen Kenntnisse nicht und erläutert gerne in Anmerkungen seine Pflanzen. Da heißt es z. B. in einer Nachbemerkung zu «Letzter Wunsch»: «Die Silbertanne (*Pinus picea Linn.*) wird in vielen Gegenden auch Weißtanze genannt»; zu «Berenices Weihe»: «Sinnviolen. La Pensée (*Viola tricolor Linn.*). Es wäre gewiß kein unverdienstliches Unternehmen, die barbarischen, geschmacklosen und oft pöbelhaften deutschen Namen der meisten Blumen, hauptsächlich zum Besten der Dichtkunst, durch edlere und wohlklingendere zu verdrängen, die zum Teil nur den griechischen, lateinischen, französischen und englischen nachgebildet werden dürften. Hierbei käme es aber, außer der Kenntnis jener Sprachen, vor allen Dingen auf Geschmack und Dichtergefühl an.»

C. F. Meyer hat sich einmal verwundert, daß der Bündner Salis «für die herrliche Wildheit seiner eigenen Gebirge» unempfänglich bleibe. Korrodi pariert mit dem Hinweis auf das «Bergreiseli», das Felsengebirge und die Gletscher in der «Elegie an mein Vaterland». Allein Sänger der Alpen war Salis tatsächlich nicht. Albrecht v. Haller war es, der in den Alexandrinern seines großen Gedichtes «Die Alpen» Blumenteppiche der Berge, Kristallminen, Wasserfall und Gipfelsicht, das himmelwogende Gebirge uns nahe brachte. Er brachte dann die Vollendung der Hochgebirgslyrik. Und doch war Salis offenbar ein tüchtiger Bergsteiger. Einmal führte er mit Bekannten eine Bergfahrt auf die Scesaplana aus, auf

fast ungangbaren Pfaden und eine steile Felswand empor, daß selbst der berggewohnte Führer mehr als einmal in Verlegenheit geriet.

Das erste Gedicht, auf einem Urlaub in der Heimat entstanden, ist wahrscheinlich das «Herbstlied»: «Bunt sind schon die Wälder», das mit fallendem Laub, Nebel und kühlem Wind anhebt und mit Geige, Flöte und «Deutschem Ringeltanz» schließt, fünf sechszeilige Strophen mit entzückend leichtem Tanzschritt, die in großen Strichen Ernte und Erntedank malen; der Zwanzigjährige hat's geschrieben. Das Gedicht steht noch heute den Schulbüchern wohl an. Das «Lied eines Landmanns in der Fremde», das heimwehseelige «Traute Heimat meiner Lieben» können die Bündner noch heute auswendig oder doch die erste Strophe davon. Es ist das Bündner Heimwehlied, wenigstens das der Deutschbündner; denn die Romanen, besonders die Engadiner, haben ihre eigenen Poeten, welche der incre-schantüna die Laute schlagen. Aber sind nicht die besten Salislieder Heimwehlieder, Lieder der Sehnsucht, Liebeslieder? Auf einsamem Spaziergang in der Gegend von Arras entstand die «Abendsehnsucht» («Wann der Abend sich senkt, flieh ich die laute Stadt»). Er besingt «Die Kinderzeit»: «O süße Zeit herzinniger Gefühle / der Kinderzeit! / Wie denk ich dein so gern im Weltgewühle / du süße Zeit!» Er besingt die «Wehmut», die Erinnerung, die Sehnsucht nach Mitgefühl.

Emil Jenal hat sich eifrig bemüht, die Stimmen derer zu entkräften, die Salis einen dunkelblütigen Dichter nannten. Eichendorff erschien er als melancholische Grille, für Adolf Frey ist er der schwermütige Dichter. Jenal macht gel-

tend, daß der junge Salis Tanz, Reiten, Spiel, Schlittenpartien liebte und sein ganzes reiches Leben im pulsierenden Leben stand, und er zählt auf, was an heitern Liedern und Liedstellen bei Salis zu finden ist. Warum auch diese «Ehrenrettung»? Gottfried Keller, wegen seines goldenen Humors gerühmt, schrieb einmal einem Verleger: «Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind, aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt?» Gewiß hat Salis Usteris «Freut euch des Lebens» umgedichtet, aber als «Sprecher und Vorsteher der Maurerloge von Chur» für seine Brüder. Im Leben und öffentlichen Dienst ein wackerer, selbstbewußter und Gefühle und Seelenstimmung fest gebietender Mann, aber Elegiker, wenn er die Laute schlug, so hat ihn Roeder gekannt. «Dunkel birgt das Ziel von Psyches Sendung», heißt's in seinem Gedicht «Psyches Trauer» mit Recht. Für mich ist Salis' Lyrik wie von einem Lilaschleier aus Herbstzeitlosen leise überweht. Daß seine Liebeslieder diese Trauer tragen, ist begreiflich: die Geliebte, dem Vater Salis nicht willkommen, lebte fern und lebte ja auch in Be-trübnis und schwankendem Hoffen. Das Gedicht «Der Herbstabend», ausdrücklich «An Sie» gerichtet: «Abendglockenhalle zittern / dumpf durch Moorgedüfte hin» halte ich für Salis' bestes und bezeichnendstes Gedicht, wundervoll gesättigt mit tiefer Stimmung, streng geschlossen im Aufbau der fünf Strophen, schön in Wort und Reim.

Von «Berenice» soll nun die Rede sein; denn unter diesem Namen geht Ursina, die Gemahlin Salis' von 1793 an, durch seine schönsten Gedichte, blond

und blauäugig. Mit einem Blumenreigen von herrlichster Anmut hat er die Geliebte bekränzt: Kirschenblütenreiser enthüllen ihr Antlitz, Dryaden lispeln, silberne Narzissen sind ihr Teppich, Angerklee küsst den Saum ihres Kleides, wenn sie durch die Fluren schreitet. In «Berenices Weihe» streuen die Grazien die Blütenknospen süßer, verschämter Huld, und auch in andern Gesängen ist sie ungenannt, aber deutlich da. Er hat nicht nur die Geliebte besungen, sondern auch die Gattin. Ich erinnere an die «Eignung an meine Gattin». Ursina verdient die Huldigung. Sie war nicht nur von Anmut und Schönheit; sie war dem Geliebten in stillem, jahrelangem Warten treu; sie blieb stark und tapfer als Gattin des im Felde Stehenden durch alle Fährnisse der Verbannungs- und Kriegsjahre hindurch und opferwillig bis ans Ende ihres über alles Geliebten. Sie überlebte ihn um nur anderthalb Jahre, Monate der Entzagung und des Leidens. Auf die Ehrentafel hervorragender Schweizerinnen gehört auch ihr Name.

Die Lobpreisung der Geliebten und Gattin gehört zur Verehrung Salis', die er als zarter innerlicher Sänger, als Minnesänger darf man mit Jenal sagen, für das Weibliche als Mysterium hatte. Der Schluß aus Goethes «Faust» orgelt mächtig auf: «Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.» Salis aber wagt in seinem Gedicht «Die stillende Mutter» den Vergleich mit der reinsten, höchsten Frau, mit der «Gebenedeiten». Ungefähr zur Zeit, da der große Lehrer Heinrich Pestalozzi der Mutter seine Lobpreisungen weihte, sang ihr unser Salis dieses schöne Lied der Dankbarkeit und Verehrung. Schön und feierlich dann das Gedicht «Bei dem Grabstein einer Wöchnerin».

Wie tief er mit seiner leiblichen Mutter verbunden war, von der er wohl seine Empfindsamkeit und Neigung zur Schwermut geerbt hatte, erfahren wir bei ihrem Tode. Er besorgte in großer Niedergeschlagenheit die letzte Nachtwache, und da sie nach heftigen Krämpfen erschöpft langsam erblaßte und verschied, brach er, dem das Herz im Leid zerrissen, in lautes Weinen aus. Dreißig Jahre später widmete er ihr einen rührenden Nachruf: «Am dreißigsten Jahrestage nach dem Tode meiner Mutter.» «Du meine Mutter einst und Mutter auch noch drüben», hebt es feierlich an. Und nun ist es Zeit, zur tiefsten Quelle von Salis' Wesen hinabzusteigen. Das ist seine Religiosität.

Korrodi sieht in ihm das Modell des «geborenen Christen». Zwar gibt es von Salis m. W. keine geistlichen Lieder. In die Kirche führt er uns nicht, so oft und gerne er sich darin erbaute. (Doch, einmal heißt es über einem Vierzeiler: «Während einer Predigt». Der Vierzeiler lautet: «Das heißt gepredigt, meiner Treu! / Kein Mensch bleibt ungerührt dabei: / Und jedes Auge schwimmt in Tränen / vom ... Gähnen.») Soviel ist fraglos, daß der Pietismus sein ganzes Wesen durchtränkte.

Aus dem Pietismus wuchs etwa seit Mitte des 18. Jahrhunderts die Bewegung der Herrnhuter heraus. Überall ließ sie ihre Boten ausschwärmen. Es bildete sich in der Schweiz ein Diasporakreis, um Montmirail in der welschen, um Basel, Bern, Zürich und Graubünden in der deutschen (und romanischen) Schweiz. 1754 predigten etwa 30 Herrnhuter «das Kreuz Christi in französischer, italienischer, romanischer und pompalusischer Sprache». Erweckte Bündner zogen in ausländische Brüder-

Ein Freindtag von La Motte fouquée.

Von dem Gedicht ^{in den} Alpenrose 1829. T. 303.

1.
Gefuhrt in meine Fremdliche Lande
In fank und Lippesöll ein Schiff farab
Gauf Justus Lütken auf ein einsam Grub.
Worägt ab ein Trotz oder nien Facke?

oder
Maitl 1 - Ein Däubiger wort ad, & ein Dom foden Buche,
Das freundlich auf mich wie die Sonne giebt:
Ein Schiff zum Hafen am Thamea Pilgerfahrt
Föhlt dich ein Bringer, ring an Geiß und Glorie.

oder
Dan Fouquefeldt - Gie Wundfahrt, als Zeldejüngling fow,
Doch nicht dein Lied, oder Dame Gemünd aufgötteret,
Gedämpft, füret Kinde & kleine Dore.
Was auf den Land im Wind des Zeil bewöllet,
Die Erzgiß mit edles Hand den Vorw/ darson:
Mein Funder liebt dein Glaube und dein Mollen.

2.
Du erdet Däubiger Salzen kein vom Frieden
Und überfuschen feuchte Land und Fluss!
Sagöpfe wie! Den Maistre füper Linden,
De Lindheit soom, wo geistig blau und gel.
Dort laufe ich auf einer Grafe wieder
Die bei dem Meier zu unterer Trübe rieß;
Dug ifenzt zyt der Weisheit fyo und oide,
Den frifheitlicke und Sammel und zitternwill.
Zum Löbner den die Mühe der gesondere
Zu ewige Eilemung goldene Zwiefanglauf,
Fügl gern eine Sonne dem Alpen Blumen brauf!
Doch aus dem Gras en Hoffnung Heife Wuden
Von Feigigden, den göttlichen unerfinden
Gesetz dir, Elter, einen Tantenzauß.

J.G.v.Salis.

Faksimile eines der letzten Gedichte von Johann Gaudenz von Salis-Seewis

gemeinden; Johann von Albertini wurde sogar Bischof in Neuwied. Vornehme Bündner schickten ihre Kinder in die Brüderschulen von Montmirail, Neuwied, Niesky, Barby. Das Seminar Haldenstein unter Planta und Nesemann war ein Ausläufer des Halleschen Pietismus. Wer die ganze Bewegung kennen lernen will, mag Benedict Hartmanns Studie über Daniel Willi lesen. Es war die Eigentümlichkeit Willis, in den sechzig Jahren seines bewegten Lebens alle drei großen Stadien des Pietismus durchlaufen zu haben: das mystisch-radikale, scharf kirchen-kritische, das kirchlich-gesetzliche der Halleschen Richtung und endlich das freudige, stark gefühlsbetonte der Herrnhutischen Gemeinde. Auch im Schlosse Bothmar zog der Geist der Herrnhuter ein, wie uns besonders Emil Jenal in seiner Salis-Studie von 1934 zeigt, ein herzenswarmer, lebensfrischer Geist, weich, gefühlig, zärtlich, um das ewige Leben wissend. Der Vater des Dichters war ihm zugetan, die Mutter zog Kraft daraus. Eine ihrer Töchter besuchte Montmirail. Ein Gottesdienst in Neuwied ergriff Johann Gaudenz tief; seine Hauslehrer hatten ihn in die Lehre der Herrnhuter eingeführt. Und dann Lavater, den er erstmals 1784 im Bade Pfäfers traf, begeisterte und beeinflußte ihn. Ursina aber, die über alles geliebte Berenice, war sieben Jahre in Montmirail gewesen. Genug denn, die pietistische Antithetik von Vernunft und Glauben, das wehe Wissen um die Vergänglichkeit alles Irdischen, der Auferstehungs- und Unsterblichkeitsglauben tönen seine Lyrik oder doch den besten Teil davon; lies «Vernunft und Glaube» oder etwa die Parabel «Noahs Taube». Er ist also nicht einfach der Sänger von Grab und Tod, wie ihn viele Zeitgenos-

sen sahen. Man lese sein berühmt gewordenes Gedicht «Grab». Es heißt in der vierten Strophe: «Nur durch die dunkle Pforte / geht man der Heimat zu». Oder das «Märzlied» von 1784, «Der Gottesacker im Vorfrühling», «Blumen auf Guidos Grab», «Die Herbstnacht» usw. «Der Herbstabend», das schon erwähnte und bewunderte Lied «An Sie» schließt: «Jenseits schwindet jede Trauer; Treue wird sich wiedersehn!» Nein, Grab und Tod sind nicht Ende, sondern Durchgang, Übergang, Station der Wandlung. Roeder, der schon erwähnte Freund und erste Biograph Salis', bezeugt, «aus dem ureigenen innern Drange seines Gemüts» sei Salis' Poesie hervorgeströmt; man fühlt und hört seinen Schritt und schaut «auf Lethes leiser Welle» sein Nebelbild.

Es ist möglich, wie Benedict Hartmann meint, daß der Familienfreund Dr. Amstein, von Martin Plantas Anregung beeinflußt, Salis ermunterte, Lehrgedichte für den «Pöbel» zu schreiben. So wären z. B. das «Reiselied», «Landlied für Mädchen», Pflügerlied, Fischerlied, der «Schnittergesang» entstanden. Warum auch nicht, schrieb doch ungefähr zu jener Zeit Schiller sein großes Lehrgedicht «Das Lied von der Glocke». Die Rundetänze freilich («Lied beim Rundetanz») hat der Bündner weder in Malans noch in Seewis gesehen, obwohl sich im Gedicht «die Kette schroffer Schneegebirge malt», sondern im Waadtland, wie er selber kommentiert.

Salis' Ehrgeiz war, soweit er den Ehrgeiz wagte, ein vaterländischer Dichter zu sein. Die «Elegie an mein Vaterland» (1785 in Paris entstanden) ist ein Vaterlandslied, der Schluß wie aus Urgestein gemeißelt. Adel der Gesinnung, Mitgefühl, Schillers Pathos und Hochflug der

Gedanken zeichnen das Gedicht «An die edlen Unterdrückten» aus, worin der Glaube an den Endsieg von Recht und Freiheit den triumphierenden Schluß gibt. An Schiller erinnert auch Salis' «Andenken an die Abwesenden». Salis schätzte Schiller, den er in Jena besucht hatte, obwohl er die böse Stelle über Graubünden in den «Räubern» nicht verdaute und das «frevelnde, irreligiöse, ebenso gefährlich erscheinende» Gedicht «Die Götter Griechenlands» verabscheute.

Hier müßte ich wohl noch seinen «Fontana» erwähnen und dies und das; aber der Leser möge sich selber in die Gedichte vertiefen. Früh ist seine Harfe verstummt, sein Saitenspiel an die «Weidenzweige gehängt» — die Weide ist der Wappenbaum der Salis — er denkt vielleicht auch an den 137. Psalm, «Unsere Harfen hingen wir an die Weiden im Lande». Die Freunde vermochten die rätische Nachtigall nicht zu neuem Singen zu bewegen. Er antwortete «Wyß dem Jüngern», daß sein Sommertag bei Gewitterschwüle geschwunden und das heitere Abendrot bald erreicht sei. Und:

«Ihr edlen Sänger an der Aare Wogen,
Ihr an der Limmat und des Rheines
Strand,
Ergreift die Harfen, spannt den goldenen Bogen!»

Und:

«Die Schweizermuse hat *ein* Vaterland,
Vielleicht, daß beim Erwachen deiner
Telle
Ich einst, o Freund, zum Chor mich
geselle.»

*

Sein Name ging weit in seinen Tagen;
seine Gedichte hatten Echo. In Jean

Pauls «Hesperus» singt Clotilde zum Totenopfer «das himmlische Lied, um das die Verstorbene sie gebeten hatte und das ich mit unaussprechlicher Rührung gebe: «Das Grab ist tief und stille». Zu den Worten: «doch sonst an keinem Orte wohnt die ersehnte Ruh'» ruft Jean Paul aus: «O Salis! In diesem Doch sind alle unsere verwehten Seufzer, alle unsere vertrockneten Tränen und heben das steigende Herz aus seinen Wurzeln und Adern, und es will sterben.» — Schon Roeder notiert die Stelle, die ihm wohl der erfreute Dichter selber gezeigt hat. Ein Salis-Zitat aus dem «Titan» gibt Korrodi.

Vor allem sind es die Komponisten, welche die Gedichte Salis' ins Volk trugen und ihnen Dauer gaben. Die sangbaren, einfachen vier-, sechs- oder achtzeiligen Strophen mit ihrem leichten Anschlag, der natürlichen Anmut, Glätte der Form, dem leisen Klingen und ihrem reichen Stimmungsgehalt haben immer wieder die Musiker und Sänger entzückt: Reichhardt, Naegeli, Schnyder von Wartensee, Righini, Schubert. Darüber und über viel mehr hat A.-E. Cherbuliez alles Wissenswerte feinsinnig gesagt, auch die Musikliebe und das Musikverständnis von Salis schön gedeutet. Ich entnehme seinen Ausführungen einiges, das jedermann interessieren muß. Einmal: Wer ist Righini, der Komponist des «Traute Heimat meiner Lieben»? Vincenzo Righini, der Italiener, Hofoperkapellmeister und Komponist vieler Opern und von Kammer- und Kirchenmusikwerken, starb in Berlin im Jahre 1812. Von Schnyder von Wartensee erfahren wir, daß er seine Komposition «Das Grab» im Herbst 1811 Beethoven vorlegte, dem sie außerordentlich gefallen habe. Schubert, der große Lieder-

komponist, aber vertonte 14 Salis-lieder, verschiedene Gedichte mehrere Male, so daß Cherbuliez 19 Salis-Kompositionen von ihm kennt; «vorläufig» sagt er, da die Möglichkeit besteht, daß neue irgendwo auftauchen.

Inzwischen mögen die Schulhäuser die Salis-Lieder, die schon «wir Alten sun-gen», weiterhin erschallen lassen, damit sie nicht verwehen wie ein Lindenlaub. Ich bin beim Studium der gedruckten Quellen für den vorliegenden Aufsatz mehr als einmal dem Zitat aus Wilhelm v. Humboldt begegnet: «Reiche ver-gehen, aber ein guter Vers besteht.» Er besteht, solange er offene, empfängliche Herzen findet, die das Schöne als not-wendiges, not-wendendes Schönes ge-übt und erfahren haben — und keinen Tag länger.

Im Calvenfestspiel, das den alten Churern und vielen übrigen Bündnern unvergesslich ist, tritt auch Salis-Seewis auf, ein Sänger und Schutzgeist des Lan-des. Wie war es doch an jenem Pfingst-montag 1899 auf der Quader? Der Fest-platz schwarz von Volk; Kopf an Kopf saßen sie da, ergriffen vom ernsten Spiel, vom vaterländischen Pathos seiner Spra-ché, begeistert vom Reigen der bunten Bilder, bezaubert von der großartigen Musik Barblans. Aber der Himmel dü-ster, wolkenschwer! Nur allmählich lich-

tete sich das graue Gehänge, schimmerte Blau ins Pfingstland. Am Schlusse aber, wo der Dichter Salis die Worte rief:

«Schaut hin, noch nie sah ich so hell
sie strahlen,
Die Gottessonne, über unserm Tal!»

brach die Sonne wirklich durchs Ge-wölk und streute ihr Gold auf Bühne und Festplatz. Es war, als hätte der liebe Gott persönlich Regie geführt und Salis seine Huld bezeugt. In meinem «Fest-spiel zur Hundertfünfzigjahrfeier der Kantonsschule» ehren im ersten Bild Schulmänner den Dichter Salis, und im vierten Bild stimmen die Mädchen, das Portal des Schulgebäudes schmückend, sein «Traute Heimat meiner Lieben» an.

Nun leben wir aber in einem neuen Zeitalter, das sie stolz das technische Zeitalter nennen. Das Antlitz der Erde wandelt sich. Lärm erfüllt die Tage; Lärm erfüllt die Nächte. Wo ist die Stille, aus der das Lied steigen kann wie das Wasser in der Brunnenstube der Waldnacht? Wird es verwelken und ver-dorren? Ich glaube: nein! Es wird immer Menschen geben, die dem Schönen die-nen und das Ewige preisen. Und das Volk wird ihnen danken und ihr Ge-dächtnis segnen. Auf der Ehrentafel steht für unser Bergland auch der Name Jo-hann Gaudenz v. Salis-Seewis.

Die «Schillerlocke» im Rätischen Museum

Das Rätische Museum besitzt eine «Haarlocke Schillers», eigentlich eine bleiche Strähne, zierlich geheftet, unter Glas und solide gerahmt. Frau von Wolzogen, die Schwägerin Schillers, schnitt sie am 9. Mai 1805 vom Haupt des Toten und schenkte sie Luise Kühn aus Eisenach, der späteren Gemahlin Oberstleutnant Ulrich Bauers in Chur. Dann ging die Locke auf die Tochter Elise über, die nachmalige Frau Ständerat von Planta. Nach ihrem Tode schenkte der Witwer, der bekannte Politiker und Historiker P. C. von Planta, «die ehrwürdige Reliquie» dem Rätischen Museum, in sorgfältig-zierlicher Schrift erzählend, was ich hier berichtet habe. Das Bündner Tagblatt vom 13. Juli 1889 weist ausdrücklich auf das «eigentümliche Geschenk» hin und berichtet, daß die Haare rötlich-blond seien. Karoline von Wolzogen berichtet, das Haar Schillers sei lang und fein, ins Rötliche fallend, gewesen. Also eine kostbare Reliquie ausgerechnet des Dichters, der Graubünden so unverschämt beleidigte, daß ein ganzes Rudel Literaten den Räuberhandel erzählte, erklärte, in allen Details verfolgte und massenhaft Tinte vergoß, nicht ohne leise die Empfindlichkeit und Kleinlichkeit der Bündner anzudeuten. Ich will auf die Affäre nicht eintreten, da ich die fleißigen, recht scharfsinnigen Abhandlungen weder ergänzen, noch ihnen Nennenswertes entgegenhalten kann. Allerdings scheint es mir erlaubt,

sein Vaterland zu verteidigen, wenn es beleidigt oder beschmutzt wird. Auch gehörte der Verfasser noch keineswegs zu den Berühmtheiten, mit denen selbst die scharfen Kritiker und unerbittlichen Rezessenten zu allen Zeiten vorsichtig und rücksichtvoll umgehen, Lessing hin oder her. Wer war überhaupt der Verfasser der «Räuber»? «Wir werden hier je länger, je begieriger», das zu erfahren, schreibt am 6. Februar 1782 Peter von Salis-Soglio nach Hamburg, wohin er Hauslehrer Wredow mit seinen Söhnen auf die Handelsakademie des Johann Georg Büsch geschickt hatte. Er schreibt noch etwas! Sollte Bahrdt der Verfasser sein, dann müßte man tüchtig vorgehen. Begreiflich, Dr. Karl Friedrich Bahrdt war der Direktor des Marschlinser Philanthropins gewesen, ein intrigantes Aufschniedermännlein, dessen Liederlichkeit und Gewissenlosigkeit den Niedergang des stolzen Schulschlosses stark mitverursacht hatte. Ein ganzes Vermögen hatte der Minister Ulysses von Salis dabei verloren. Aber halt, keine Wiederholung über dieses Thema. Ich meine, kurz gesagt, Benedict Hartmann habe recht. Er sagt, daß im Briefwechsel Salis Vater und Söhne nur einmal eine Bemerkung über die berühmte Räuberstelle falle, spreche dafür, daß man damals im Bündnerland der Causa weniger Gewicht beigemessen habe als die Literaturhistoriker der letzten Jahrzehnte. Jedenfalls führte die Wandertruppe Ferdi-

nand Küblers schon in den neunziger Jahren (des 18. Jahrhunderts) in Chur «Die Räuber» auf, und niemand weiß von einem Theaterskandal. Der «liebenswürdige Dichter von Salis», wie die Wolzogen schreibt, hat zwar die Räuberstelle bekanntlich nie ganz verwunden, aber dem großen Dichter die Hochachtung nicht entzogen. Schiller war der bewunderte Liebling unserer Gebildeten, wie Zitate aus seinen Werken in Nachrufen, Abhandlungen und Briefen zeigen. Die Strähne ist also am rechten Ort. Sie nun hat mich trotz der Angaben von Plantas beschäftigt. Wer ist denn Luise Kühn, die Empfängerin der Locke am 9. Mai 1805? Sie ist mir trotz heißem Bemühn, das Fausts Famulus würdig wäre, in der Schillerliteratur nirgends begegnet. Aber dämmrige Archive und bücherschwere Bibliotheken bewahren manches. Luise Kühn ist die Tochter der Elisabeth Kühn, geborene Nonne, geb. 1753, gestorben in Eisenach am 30. November 1803.

Ihr, Elisabeth, schenkte der weimari-sche Fürst, Herzog Karl August, 1787 die Clemda, einst eine Burg und Jagdschloß. Chassot von Florencourt erzählt in seinen «Bemerkungen auf eine Reise durch einen Theil des Nieder- und Obersächsischen», wie er abends — es war 1795 — in Eisenach ankam und im «Erbprinzen» abstieg, in einem ländlichen Wirtshaus in angenehmer Lage. Auf der einen Seite Blick ins Freie, auf der andern ein schöner, großer Garten. Und die Wirtin eine artige, gescheute Frau, mit der sich angenehm plaudern läßt. Sie hat das Gebäude, vor wenigen Jahren noch eine maison de plaisance des Herzogs, ausbessern und sehr geschmackvoll einrichten lassen. Aus dem Orangeriehaus wurde ein Saal, der Ver-

sammlungsort für Einwohner und Gesellschaften, auch für Redouten, die bisher auf dem Rathaus stattfanden. Er wird nun auch von «denen honoratiорibus» gerne besucht. Die tatkräftige Frau (seit 1790 «verwittibte Kühn») erhielt auch die Erlaubnis, Wein und Bier auszuschenken trotz der Einsprache der Brauerschaft, und nun sahen Saal und Nebenräume bald geselliges Leben: Konzerte, Bälle, Theateraufführungen.

Die großen Ausgaben des Herzogs für die «Schöngeisterei» und das «Abschiedsgeschenk» an Madame Kühn erweckten, wie ein Zeitgenosse berichtet, in weiten Kreisen der Bürgerschaft lautes Mißfallen. Ihr verstorbener Ehemann, 1789 gestorben, hatte ja 1787 falliert, und die auffallende Wohlhabenheit der gewandten, schönen Frau mußte zu mancherlei Gerüchten Anlaß geben.

Ihre vier Töchter kamen alle nach Chur. Nach Chur? Wie soll man sich das erklären? Unser Florencourt weiß zu berichten, daß man in Eisenach auf zehn Ehekandidatinnen kaum einen heiratslustigen und heiratsfähigen Mann rechnen könne, und meint, damit sei bewiesen, wie weit wir schon vom wahren Wege der Glückseligkeit abgewichen seien. Gab es da in Graubünden, im Athen der Gauner, Abhilfe?

Es ging mit rechten Dingen, wenn auch etwas romanhaft, zu. Der Medizinstudent Jac. Martin Raschèr aus Chur, an der Hochschule Jena eingeschrieben, sah in einer Gemäldeausstellung das Bild einer Jungfer, das ihn entzückte. Er mußte, mußte das Original kennenlernen. Er fand die Dargestellte im bekannten Gasthaus — der Leser kennt es bereits — in der Clemda in Eisenach: Charlotte Henriette Kühn, verliebte sich bis über die Ohren, verlobte sich und

heiratete die 25jährige. Am 5. August 1797 fand die Hochzeit in Eisenach statt. Und so kam Charlotte Kühn ins Churer Doktorhaus. Sie schenkte Raschèr in ihrem kurzen Leben vier Söhne und eine Tochter und starb schon mit 40 Jahren. Man kann sich denken, daß sie's nicht immer leicht hatte. Zwar war Raschèr ein offener, redlicher Charakter, gebildet, gemütvoll, uneigennützig, aber in aufreibender Arztpraxis immer gethetzt, oft bei schlimmem Wetter auf bösen, weiten Wegen bis in die Herrschaft und weit ins Prättigau hinein oder unter ansteckenden Kranken Durchreisender im auf seine Anregung errichteten Lazarett zu Salvatoren. Und dann die Leichenschauen, Sektionen, Gutachten, Berichte, Konferenzen, gelegentlich auch die Kantonsschule betreffend, zu deren Stiftern und Gönnern er gehörte. Da gab es viele einsame Stunden und Ängste für die Frau Doktor. Aber niemand berichtet davon.

Wir wissen auch herzlich wenig über ihre jüngere Schwester: Johanna Augusta. Sie hielt sich offenbar oder doch zeitweise bei Raschèrs auf und wurde die Frau Prof. Paulus Kinds. Raschèr war sein väterlicher Freund. Prof. Kind kennen wir als Lehrer am Collegium philosophicum, Antistes und Dekan. Johanna Augusta (Jeanette) starb, erst 25 Jahre alt (1810) bei der Geburt ihres ersten Kindes, das ihr ins Grab folgte. Wie kurz war die schöne Zeit, die sie bei Schwager und Schwester verbringen durfte. Sie rühmt sie voll Dankbarkeit in einem Brief (Chur, 16. Februar 1806) an die Schwester Luise. «Könnte ich nur Dich auch noch hier haben; wie froh wollten wir zusammen leben.» Ihr Wunsch erfüllte sich.

Im Mai 1807 kam «Johanna Carolina Louise Kühn von Eisenach und verschiedene Jahre hier wohnhaft, 19 Jahre alt» — so der Reisepaß — in Chur an. Ich will von ihr später erzählen und noch das vierte Blatt am Kühnschen Kleeblatt abzupfen. Das war Carolina Friedericia, Witwe des Pfarrers Friedrich Vogel, die 73 Jahre alt in den Dienst des Churers Major Weber trat (1851). Man kann sich denken, daß die alte Frau durch Vermittlung ihrer Churer Verwandten die Anstellung fand. (Das Kultusministerium in Dresden hatte ihr für die Zeit ihres Witwenstandes eine jährliche Unterstützung von 16 Talern zugebilligt.)

Man kann sich auch denken, daß und wie die schönen, ledigen Kühnschwestern in Chur unter die Haube kamen.

Von unserm Städtchen ist nun also die Rede, wie es grau und unansehnlich im breiten Schatten des waldigen Pizokels lag mit da und dort spitzgiebligen Häusern, mit Kirchen, Türmen, Ringmauern und Toren. Diese wurden nachts und sonntags während des Gottesdienstes geschlossen. Ja, bis Herr Antistes Kind, der Oberst-Pfarrer zu St. Martin — am Platz, wie die Churer sagen — seinen Sermon mit feierlichem Amen geschlossen, gab's keinen Einlaß. Dann brachte der Kirchenwächter dem Torhüter die Schlüssel, und man durfte den Verschlafenen aus dem Stübchen herausklopfen.

Die Gassen waren schmal, die Pflasterung schlecht, schlecht auch nachts die Beleuchtung. Der Mühlbach floß ungedeckt über den Martinsplatz und weiter die heutige Poststraße hinunter, da und dort von Brettern überbrückt. Er führte oft trübes Wasser, das nicht eben lieblich duftete. Und im Majorangäfli

Bon Fürstl. Sächs. Landes-Regierung allhier, werden
hiermit alle Civil- und Militär-Obrigkeiten erfuchen, Sie wolen Vorzeigern dieses
Franziska Kühn gebürtig
von Leipzig aus nachherwohnt 19. Jahr
alt, von langjähriger Statur, mit blaugrauen Haaren,
blauen Augen und schwarzen Haaren, welche in Zeit von drei Monat, als so lange dieser Paß für gültig anzuer-
kennen ist, von hier nach der Baudung *Pro in d. Stadt* zu reisen
willens hat, ungehindert vorfahren, auch *Waggonen* bedürftenden Falls
zu bestern Fortkommen allen Vorlebts angedenben lassen, welches wir in ähn-
lichen Fällen mit gleicher Rechts-Gefälligkeit zu erwiedern ertheilt sind. Urkundlich
der gewöhnlichen Unterschrift und begedruckten Camler-Intiegels. Der Inhaber
hat sich eigenhändig unterzeichnet. So geblieben Weimar, den 6. Mai 1807.

Fürstl. Sächs. zur Landes-Regierung anber ver-
ordnete Kammer, Räthe und Assessores.

Wolfd. G. Paul.

Franziska Kühn

Reisepaß für Louise Kühn
(nach Chur) vom 6. Mai 1807

stand ein alter Stall mit gewaltigem Misthaufen davor. Seine Entfernung durch den Bürger Bauer am Platz gab viel zu reden und zu streiten. Wer will einem freien Burger den Misthaufen verbieten?

Unten, nahe am Untern Tor, ragte noch ein Stück Mittelalter in die Neuzeit herein: die Planaterra, ein mächtiger Bau mit zwei Türmen, wie ein alter Stadtsitz des Landadels und etwas weiter oben der Reichsgasse das «Neue Gebäu», der schöne Salis-Palast mit vornehmen Gemächern voll Schilderei und heller Stukkatur. Alte Zeit, neue Zeit, friedlich sich begegnend! Ein wunderliches Gemisch von Spießbürgertum und weltmännischer Weite war das Chur dieser Zeit. In der Obergasse trug der Schneidermeister Bener noch das Zöpfchen im Nacken. In der Bauerschen Weinstube am Platz aber politisierten beim Weinkrug beurlaubte nigelnagelneue Leutnants in ihren Wespentaillen, und das Gelichter lumpiger Werbeoffiziere drückte sich herum und suchte sich arme Burschen.

Unsere Chronistin Emilie Manatschal-Weber berichtet von einer guten, alten Churer Sitte. Wer in rüstiger Arbeit eine Ruhepause einschieben konnte, schöpfte vor dem Hause frische Luft. In jedem Hausflur stand ein langes, schmales Bänkchen, das Feierabendbänkchen. Das wurde am Abend herausgeschafft. Eng aneinandergedrängt nahm die Familie darauf Platz und lud auch vorübergehende Bekannte ein. Dann wurde das Tagesgeschehen besprochen: der große Warentransport, der heute lärmend durchs Tor gerasselt, das gefährliche Ge-sindel in der Bettlerkuhhi, der Küfer und der Zahnkünstler und wie weit hinten in der Türkei die Völker aufeinander schlagnen, und diese und jene Person (et-

was leiser) durchgehechelt. Oft aber hub Gesang an. «Die schönsten Volkslieder stiegen aus den engen, dunklen Gassen zum weiten Sternhimmel empor und werden wohl manches Herz erlöst haben aus dem dumpfen Kerker kleinstädtischer Alltäglichkeit.» Geselligkeit, berichtet sie, pflegte nur der Adel; außer den großen Banketten, die er sich leistete, sei auch der Verkehr einfach gewesen. An der jetzigen Bahnhofstraße lärmte eine Säge, vor der eine Menge Baumstämme geschichtet lagen. Dahin spazierten an milden Frühlings- und Herbsttagen die vornehmen Fräulein in ausgeschnittenen, kurzärmeligen Waschkleidchen. Ihnen folgten ihre Kavaliere, meist Offiziere ausländischer Regimenter, und auf den Blöcken begann ein «zierliches Hofmachen» zur Musik der schnarrenden Säge. Aber wer vergäße all die andern Anlässe: die beliebten Maiensäßpartien, wo etwa ein gefühlsvoll-musischer Churer nach kräftigem Imbiß ein Gedicht von Wieland, Goethe oder Schiller vorlas. Oder die Aufführungen der Liebhaberbühne, für die Johann Friedrich von Tscharner zweimal vielstrophige Prologen dichtete, gar die Theaterabende der Madame Fux mit ihrem ausländischen Künstlerensemble. Und all die Traubenlust und übermüti-gen Ergötzlichkeiten zur Zeit der Weinlese, im Winter die Schlittenpartien! Ein bedeutendes Ereignis waren die klirrenden Exerzier- und Kampfübungen der städtischen Wehrmacht. Da durften die Damen nicht fehlen. Sie spendeten den Herren Offizieren das «Marend» als Revanche für den von den Herren kürzlich veranstalteten Ball. Doch, doch, es gab schon Gelegenheit, sich kennen zu lernen, in einem Städtlein von, sagen wir beiläufig, etwa 3000 Seelen.

Jeannette Kühn plaudert in dem oben zitierten Brief ausführlich über ein übermütiges Ballprojekt. Sie war jüngst mit dem Vetter ihrer neuen Freundin, Lieschen Salis, mit «Schiron von Salis», auf einem Ball. Das nächstmal wollen die beiden Freundinnen als Bauernmädchen erscheinen: weiße Röcke mit rotem Band, schwarze Samtleibchen, die vorne über einen Latz mit goldener Kette geschlossen werden, kurze Schürze mit rotem Band, ein Halskoller, die Haare in Zöpfe geflochten, kleiner Strohhut mit rotem Band, seitwärts lang herunter hängend, eine Rose und großer Blumenstrauß am Busen. «Stell Dich uns vor, und Du wirst ein reizendes Gemälde von einem blonden und braunen Bauernmädchen haben. Wir hoffen, Dir im Vertrauen gesagt, große Eroberungen und eine förmliche Niederlage unter dem männlichen Geschlecht anzurichten...» Das übermütige Mädchen! Vier Jahre später lag sie unter dem Rasen.

Natürlich gab es auch betrübliche Ereignisse, die aber die Menschen auch zusammenführen, und wär's nur zum Tuscheln, Berichten und Richten. Da war ein Fräulein von Jenatsch in die Plessur gesprungen mit dem Schrei «Mein Jesus, ich komme». Jakob Bauer zog sie aus dem Wasser. Aber sie hatte einen Schädelbruch. Als Pfarrer Benedict mit den Worten: «Marie, Marie, warum hast du mir das getan?», sich über sie beugte, antwortete sie mit erlöschender Stimme: «Ich wollte Christus meinen Leib zum Opfer bringen.» Die Jenatsch war ein Opfer jener «Erweckungen», die fäntisch-überspannte Pfarrer hervorgerufen hatten. Diese Geistlichen waren umso starrer und unversöhnlicher, als ein freierer Geist durch die Gassen zu wehen begann, deren Träger und Herolde

junge Kantonsschullehrer und deren Freunde waren. Von ihnen soll noch kurz die Rede sein, ehe wir bei unserer Luise anklopfen. Ich nenne Paul Christ, Otto Decarisch, Chr. Tester und vor allem das glänzende Dreiblatt, wie es Bazzigher nennt: Karl Follen, Karl Völker und Georg Wilhelm Röder, das 1820 wegen der politischen Verhältnisse in die Schweiz und durch Vermittlung Joh. Caspar Orellis nach Graubünden gekommen war. Sie lebten in schöner Kameradschaft und Freundschaft, genügsam, aber zufrieden, erfüllt von jenem flammenden Idealismus, den Friedrich Schiller in seinen Werken in herrlich strahlende Form gegossen. Völker erzählt in seinen Erinnerungen, wie er bei Oberzunftmeister Jecklin mit Röder das Studierzimmer geteilt. Am frühen Morgen, meist schon um 5 Uhr, standen sie auf und brauten «mit einer Maschine» ihren Kaffee. Wenn's kalt war, heizten sie auch selber den Ofen. Brennholz hatten sie ebenfalls selberangeschafft. Brot ließen sie vom Bäcker holen. Mittags speisten sie in einem Kosthaus, wo auch die Professoren Karl Follen und Decarisch aßen. Abends trafen sie gewöhnlich mit ihrem Kollegen Tester in irgend einer Kneipe zusammen und nahmen hier zu einem Glase Wein ein sehr bescheidenes Nachtessen ein, oft nur Käse und Brot. Tester, der Safier, sprudelnd von Humor und Witz, war auch in Yverdon gewesen und wußte von Pestalozzi, dem Quichotte der Humanität, zu erzählen, und der Schatten des armen, verrunzelten Kindernarren war unter ihnen. Das Gehalt der Kantonsschullehrer betrug 1000 Bündner Gulden, etwa 1700 Fr., da mußte schon der Titel die Blöße decken. Und der Glaube an eine neue Zeit, an Freiheit,

Brüderlichkeit, Menschenwürde hatte sie mächtig angeweht. «Diesen Kuß der ganzen Welt...» Sie waren bereit und stark genug, Opfer zu bringen.

Denn Macht hatte noch die alte Zeit mit ihren Priestern und Thronen. Es waren freisinnig-religiöse Lehren (vor allem die Lehre von der Menschlichkeit Christi und die Leugnung der Erbsünde), welche Follen schließlich an der Kantonsschule unmöglich machten. Völker, ein Jünger des Turnvaters Jahn und also der Bündner Turnvater, der ehemalige Burschenschafter, bekannt mit dem Studenten Sand, dem Mörder Kotzebues, konnte sich der drohenden Ausweisung nur durch eine abenteuerliche Flucht entziehen. «Nach fast herzzerreibendem Abschied von meiner teuren Gattin (einer Tochter des Oberzunftmeisters Jecklin) fuhren wir (mit ihm sein Schwager) Ragaz zu.»

Röder, der liebreiche «Melanchthon», der einzige des glänzenden Dreiblattes, blieb unangefochten, arbeitete gewissenhaft, segensreich, half die Naturhistorische und die Geschichtsforschende Gesellschaft gründen, schrieb die erste, einfühlende Biographie des edlen Sängers Johann Gaudenz Salis-Seewis und erhielt 1827 das Kantonsbürgerrecht.

Ich habe mich gefragt, ob die drei Deutschen in Chur die Schillerlocke zu sehen bekamen? Völker vielleicht? Sie war ja bei Luise Kühn aufbewahrt.

Luise war eine schöne Erscheinung, ziemlich groß, schlank, mit blauen Augen, dunkelbraunem Haar und blühenden Gesichtszügen. Ob sie nach 1807 wieder nach Eisenach zurückkehrte oder bei den Verwandten in Chur blieb, weiß ich nicht. Offenbar hat sie gute Schulung und Bildung genossen; die Freun-

dinnen rühmen ihre Könnerschaft im Sticken. Sie galt in Chur als eine natürliche Tochter des Herzogs Karl August, die manches vom Weimarer Hof zu erzählen wußte. Staatsarchivrat Dr. Wolfgang Huschke, Darmstadt, ein gründlicher Kenner des Weimarer Hofes, stellt die illegitime Geburt Luisens freilich in Frage, und es ist ja auch verständlich, wie nun einmal die Menschen sind, daß die großartige Schenkung des Herzogs an die «artige, gescheute» Frau Elisabeth Kühn-Nonne Grund zu Klatsch gegeben hat. Anderseits liegt ein Brief (1817) vor mir, der beweist, daß Luise bis 1817 eine herzogliche Pension bezog, die ihr nun entzogen werden sollte. Wie auch immer: die lebhafte, schöne Person fand in Chur ihren Lebensgefährten und zog als Frau Bauer, Oberst Bauer, an das Metzgerplatzli. Das war im April 1818. Ihr Mann war Ulrich Bauer, später Bürgermeister und Oberst, aus altem Churergeschlecht. Der Vater, Metzgermeister und Profektrichter, führte die Weinstube am Platz, die wir bereits kennen. Nein, seine Frau führte sie und alles, was es an Geschäften gab, eine auffallend schöne Frau mit blitzenden Augen, die streng auf Ordnung und Sitte hielt. Sie beriet den Herrn Profektrichter auch bei seinen Vermittlungen. Emilie Manatschal-Weber schildert das ergötzlich. Die streitenden Parteien erscheinen in der Wohnstube. Die Frau Profektrichterin postiert sich im Schlafzimmer nebenan. Würdevoll hört sich der Herr Richter die «Klägten» der Parteien an. Dann bittet er, ihn für einen Augenblick zu entschuldigen, verschwindet in der Schlafkammer und holt sich den Salomonischen Spruch.

Der Sohn Joh. Ulrich Bauer hatte den scharfen Verstand der Mutter, nicht aber

ihre Arbeitsfreude und überdies die etwas bequeme Art des Vaters. So urteilt Frau Emilie Manatschal. Nach ihr wäre er dem Vater Profektrichter «verhängnisvoll geworden». Er arbeitete «hauptsächlich in Gedanken». Ihm war wohl in der vornehmen Welt, die seinen Humor und trefflichen Witz und seine Weltkenntnisse schätzte. Er schob das Metzgergewerbe und vieles ihm Unbequeme seinem Vetter zu. Mehr als stilless Zivilleben lockte ihn die Militärkarriere und offenbar prickelnd erregende Spekulation. Ein schönes Ölbild, im Besitz des Herrn Marius von Planta, 1824 gemalt von July von Mosbrucker, trägt die Aufschrift: Ulrich Bauer von Chur, Schweizerischer Elitehauptmann vom zweiten Bataillon des Kantons Graubünden.

Im Hause aber schaltete die züchtige Hausfrau, eine gescheite, gewandte Person, schaffte und sparte, wie sie's in der Clemda gelernt. Bei ihr kehrte Prof. Völker gerne ein. Sie kannten sich aus Völkers Eisenacher Gymnasialzeit. Er spricht von ihr als einer natürlichen Tochter des Herzogs. «Die Frau Oberst war recht erfreut, jemand in der Nähe zu haben, mit dem sie über ihre alte Heimat plaudern konnte.» Und der Herr Oberst war ja ein unterhaltender und gewandter Gastgeber. Bei Bauers logierte auch de Prati mit seiner Frau, ein sehr geistreiches, interessantes Männchen, geschulter Advokat, Mitglied des Geheimbundes der Carbonari, die in Bologna eine zweite republikanische Schilderhebung beschlossen hatten. Sie endete aber unglücklich. Was war doch das kleine Chur für ein heimliches Pulverfäßchen!

Der Oberst aber ließ sich auf Holzhandel im großen Stil und auf wacklige Bergwerksunternehmen ein, und all der

Fleiß und die Sparsamkeit der Frau konnten nicht verhindern, daß am Ende das Vermögen zusammengeschmolzen war. Der Schwiegersohn, Peter Conradin Planta, wollte die Erbschaft erst nach amtlicher Inventarisation antreten. Ich weiß nicht, was noch vorhanden war. Eines war in Treuen aufbewahrt worden und als Kostbarkeit versorgt gewesen: Schillers Locke.

Planta war Staatsmann, Wissenschaftler, Gesetzgeber, Jurist, Journalist. Er war fein gebildet, gewissenhaft, fromm und ein ungeheurer Schaffer. Er hat in seinem rastlos tätigen Leben 25 Beamtungen betreut, ist vom Stadtschreiber bis zum Ständerat, vom Stadttrichter bis zum Präsidenten des Kantonsgerichts emporgestiegen. Nicht wenig haben wohl die dämmrigen Amtsstuben dazu beigetragen, daß sein Augenlicht schon im 60. Lebensjahr so geschwächt war, daß er Erblindung befürchten mußte.

Die Dichtung war ihm ein Gesundbrunnen, aus dem er sein langes Leben lang schöpfte. Er war bei den Großen: Shakespeare, Schiller, Goethe zu Hause und mit vielen Kleinern vertraut. Mit Schützen- und Gesangsfesten allein sei's nicht getan. «Ist es nicht eine Schande für die republikanische Schweiz», schreibt er einmal im «Pfeil des Tellen», seiner «Schweizerischen Monatsschrift für Volk, Wissenschaft und Politik», «daß sie für Kunst, die anderswo so vielfacher Aufmunterung und Anerkennung sich erfreut, nichts, rein nichts tut? Ihr setzt für die besten Schüsse Preise aus, warum nicht auch für die beste Dichtung!» Planta versuchte sich selbst als Epiker, Dramatiker und Lyriker. Schiller ist mehr als einmal sein Vorbild, und so verlieren wir die Weimarer



Louise Bauer,
geb. Kühn, gest. 1866



Oberst Ulrich Bauer,
Bürgermeister zu Chur, gest. 1870

Dichterlocke nicht aus den Augen. Hat sie ihn gar auf den Weg zum Eheglück geführt? Das nun doch wohl nicht.

Bauers hatten ein einziges Kind: Elise Charlotte. Sie wuchs heran und wurde eine schlankgewachsene Schönheit mit glänzend schwarzem Haar, dunklen Augen «unter hochgewölbter Brauen Bogen» und schönem Mund. Als sie 1849 die Frau v. Planta im Zernezer Schloß besuchte, wo diese gerne ihren Sommeraufenthalt nahm, faßte der Sohn, unser Peter Conradin, Mut; er war immerhin 34 Jahre alt. Das ist aber gar nicht so leicht. Planta war eine zurückhaltende Natur. Die Lockerung seines innigen Verhältnisses mit seiner Mutter und Schwester fiel ihm schwer, und eine leichtsinnige Bindung verbot seine hohe Auffassung von der Ehe. Er schreibt irgendwo: «Weit entfernt bloß sinnlicher Natur zu sein, gehört vielmehr die Ehe und die Familie notwendig zur geistigen und sittlichen Vollendung des Menschen. In dem Familienleben liegt eine solche Fülle der zertesten und innigsten Beziehungen, sie ist eine unversiegbare Quelle so mannigfacher geistiger Anregungen, so reiner und — man möchte sagen — göttlicher Gefühle, daß man sagen kann, erst in der Familie gehe das wahre, sittliche und religiöse Leben auf.» Der Biograph Plantas, Jakob Heer, erzählt, die Werbung wäre fast, fast unterblieben. Da half der Himmel der 19jährigen Elise Charlotte. Ein Unwetter brach los, riß eine Brücke weg und verzögerte ihre Heimreise. Nun faßte der Verliebte Mut und fand das werbende Wort, wie man in der Plantafamilie weiter erzählte, in einem Wäldchen. Ich gebe das weiter, damit's ein bißchen romantisch ist. Auf der Heimreise kehrte das Liebespaar in Madulain bei Romedis (der Familie des

späteren Ständerats) ein. Romedi habe dem Freund in einem heimlichen Augenblick bewundernd zugenickt: «A kaiba schöni Brut hescht denn scho.» Mutter Planta hätte lieber eine reiche Schwieger-tochter gehabt, aber was will man! Am Metzgerplatzli waren die Eltern einverstanden, und so wurde 1850 Hochzeit gefeiert.

Es war ein inniger, glücklicher Ehebund, in allen harten Schicksalsschlägen, welche die junge Familie trafen, fest gefügt. Frau Elise war eine gescheite, tapfere Frau, die oft die grüblerische Melancholie des Gatten aufzuhellen wußte. Sie waltete fleißig und sparsam im Hause, das nicht in Reichtum schwamm, blieb aber auch im geistigen Höhenflug ihres Lebensgefährten nicht zurück. Wir kennen zwei Erzählungen von ihr: «Zuchthaus und Bauernhaus» (1871) und «Aus Großvaters Jugendzeit» (1876). Beide sind in der «Neuen Zürcher Zeitung» unter dem Pseudonym C. v. Wilten erschienen, schlichte, anspruchslose Erzählungen, «wie sie der Wanderer findet auf den Bergen», nichts romantisch Verträumtes, nichts abenteuerlich Verstiegenes; die Anmerkung «Aus Graubünden» ist berechtigt.

Es ist sympathisch, wie lebensfroh und hell sich diese deutschen Mädchen in unserer kleinen Stadt verwurzelten. In einem Brief aus Naumburg (1840) schreibt eine Antonie Goethe nach Chur: «Wenn ich das Bild von Chur betrachte, welches Du — ich weiß nicht wer — uns schicktest und das, unter Glas und Rahmen gefaßt, in der guten Stube hängt, denke ich immer recht an Dich und versetze mich im Geiste zu Dir, das ist ein herrliches Bild, wenn Du's nur einmal sährst, wie schön sich's in dem

goldenen Rahmen ausnimmt . . .» Das klingt anders als bei Spiegelberg.

Aber zurück ins Plantahaus auf dem «Sand». Zu früh kamen für die Frau jene Jahre, die voll Entzagen, Sorgen und Leiden sind, wie es das Gesetz der Erde will. «Gehirnschläge» löschen ihren hellen Geist aus. Der alte, edle Mann war tief erschüttert. Seine lyrische Meisterschaft ist nicht häufig; aber wo er vor dem Krankenbett der lieben Gattin sorgt und wacht und das arme Herz in Versen zu erlösen sucht, kann er uns, wie ich meine, rühren. Ich denke z. B. an das Gedicht «Vor dem Jugendbild meiner kranken Frau, 23. Februar 1887», wo er die junge Frau malt und dann die Verwüstung schildert, welche die Krankheit angerichtet. Der Schluß heißt:

«Wir beide sind fortan nur Schatten
Auf eines Kirchhofs stillen Matten.»

Und dann nahm sie der Tod hinweg. Ihm blieb die Trauer. Als sich die Trauer etwas gelichtet hatte und er dies und das, was ihr teuer gewesen, in die zitternden Hände nahm, war da auch die rötliche Locke des großen deutschen Feuergeistes. Er ließ die kostbare Reliquie unter Glas und Rahmen fassen und schrieb dazu: «Nachdem nun auch meine liebe Gattin gestorben ist, haben meine Kinder mich beauftragt, diese ehrwürdige Reliquie zum Andenken an ihre Mutter dem Rätischen Museum zu schenken.» (Das Rätische Museum war P. C. von Plantas Gründung.) Das ist die Geschichte von Schillers Locke in Chur.

Ich will noch anfügen, daß die «andere Hälfte» der Locke im Besitz von Herrn Pfarrer Marius von Planta, Corégmont, ist, wohlverwahrt in elfenbeinerner Schatulle, und ich will bemerken, daß Achtung vor und Sinn für Tradition, und trete sie in kleinen Dingen zu

Tage, zur Kultur gehört. Ich fürchte nämlich, daß einzelne Leser, falls es sie gibt, finden, ich hätte zu viel Aufhebens von dieser Locke gemacht. Denn was ist schon ein Büschel Haare, und wer redet überhaupt von Schiller? Tatsächlich findet, wie ich weiß, die Schillerlocke kaum Beachtung; tatsächlich auch scheint Schiller unserer Zeit entrückt zu sein. Ein anderes Weltbild ist über unserer Unrast, unserem Planen, Bauen, Jagen und Hetzen, unsern Zweifeln und Ängsten aufgegangen. Noch einmal würde Goethe sagen: «Ihr seid alle viel zu armelig und irdisch für ihn.» Zwei Weltkriege haben das intellektuelle und moralische Niveau furchtbar verschlechtert und eine beängstigende Zerrüttung gefördert; wo ist die Schuld? Wohin führt der Weg?

Einmal — es war im Frühling — stand ich unter Schülern einer Oberschule vom Lande vor dem sonderbaren Bildchen, auf das durchs Fenster das Licht eines hellen Vormittages fiel. Frische, junge Augen bestaunten das ehrwürdige Ding. Die Schüler, Knaben und Mädchen, hatten im Winter mit ihrem jungen Lehrer Schiller-Balladen gelesen: den «Taucher», «Die Bürgschaft», «Die Kraniche». Und dann «Das Lied von der Glocke», dies — sagt, was ihr wollt — große, einst in deutschen Landen populärste Lehrgedicht, das man auswendig können mußte. Die munter fließenden Verse des «in Lichtesspuren wandelnden Beglückergeistes» fielen tief in ihr empfängliches Gemüt. Freuen wir uns über die Ehrfurcht unserer robust-schlichten Jugend vor der leichten Locke, die einst eine 19jährige im rumpelnden Postwagen unter ihren Habeseligkeiten durchs Untertor in unsere kleine Stadt gebracht.

Stiller Berg, viellieber Wald...

(Zur Geschichte der Churer Maiensäffahrten)

Tragt Sorge zu den hübschen Maiensäßen oben am dunklen Waldkegel des Pizokel. Sie sind seit Jahrhunderten Fluchtorte in schlimmen Zeiten, fröhliche Ausflugsziele in guten Tagen. Da hinauf hat Comander 1550 sein Töchterlein Sarah geschickt, damit die reine, gesunde Luft sie vor der Pest bewahre, die in der grauen Stadt gräßliche Ernte hielt. Mehr als dreißig Tage war sie mit ihrem Oheim da oben, wohin der Pesthauch nicht kam. Wer aber kannte die lustigen Auszügler, denen es um ein paar frohe Marschstunden, um Waldruch, Bergblumen und Bergsonne ging? Die Churer Adeligen haben ihre Gäste gern auf den Waldsöller hinaufbegleitet. 1764 «bestieg» Graf Zinzendorf mit zwei Herren Salis den Pizokel. Das war also zur Zeit, als man auch in Graubünden in besseren Häusern sich für Rousseau begeisterte. Podestà Baptista von Salis riet seinem Namensvetter Hieronymus in Bondo, den Sekretär zu verjagen, weil er Voltaire las; nein, nein, Rousseau mußte man lesen. War die Zeit, wo man wanderte, sich in Gottes freier Natur tummelte, Strapazen lobte, auf dem Heu übernachtete und Sturm und Regen auf den Bergen standhielt. Unser Karl Johann Christian Zinzendorf war Neffe des Niklaus Ludwig von Zinzendorf, des Stifters der evangelischen Brüdergemeinde, der Herrenhuter oder

mährischen Brüder. Karl Johann, seit 1764 katholisch, trat 1764 eine große Handelsreise an, die ihm Maria Theresia befohlen hatte. Sie führte ihn auch nach Graubünden, natürlich also nach Chur, und natürlich also auf den Pizokel, da ihn sofort die Salis, die im Städtchen den Ton angaben, in Beschlag nahmen.

Anfangs des 19. Jahrhunderts scheinen dann liebevoll vorbereitete Maiensäffpartien besonders beliebt gewesen zu sein. Bavier setzt der Schilderung einer solchen Bergfahrt das Motto voraus: «Freude, schöner Götterfunken / Tochter aus Elysium.» Wir sind bei den Klassikern. G. v. Bavier, Mayor a. D., wie er dem Verfassernamen seiner «Schneeflocken aus Graubünden» (1835) beizufügen nicht vergißt, ist ein unterhalternder Plauderer, ein poetischer Churer, der einen selten leichtfließenden, biegsamen Stil schreibt. Er ist belesen, begeisterungsfähig, tut vielleicht gelegentlich auch etwas «dazu», wenn ihm die Feder davonläuft. Nur Ehrbarkeit, berichtet er, anständige Aufführung, einige Bildung, etwas Wohlhabenheit und munterer, freundlicher Humor seien die Eigenschaften, welche Aufnahme in Churer Gesellschaften, Bälle und «Freudenpartien» verschaffen. Das tönt ganz republikanisch, ist aber herablassend aristokatisch. Was tut's? Immer lächeln ihm

unter den «rosigsten Bildern seiner Jugend die Maiensäßpartien am lieblichsten». Ich zitiere ein Stück seiner Schilderung wörtlich.

«Wir aber, aufgeweckte, wackere Jünglinge, uns weckte früh genug der Freude Winken auf, und kaum war ein paar Stunden über Mitternacht verflossen, so schallte unser Hornduett schon durch die stillen Straßen, den Damen das Signal zum Aufbruche anzugeben. Dann öffnete hie und da ganz sachte eine Haustüre sich; in die noch düstere, frische Morgenkühle tritt leise flüsternd hier und dort ein artiges Mädchen-Kleeblatt und eilt dem abgesprochenen Sammelplatz zu. Hier harrten wir mit Ungeuld der Ankunft unserer Schönen, und jeder hält schon lang die Gabe bereit, die er der Auserwählten zugeschickt. In was besteht denn wohl solche dargebotene Liebesgabe? was ist's o! ratet doch ihr alle meine Leserinnen! Ein Stecken ist's — nun, es ist ein langer, starker, mit Eisenspitze und Zwinge wohlbeschlagener Alpenstock, mit welchem, nach schon lange bestandenem Landesbrauch, wir unsere Damen zu versehen haben.»

Dann geht's zum Tor hinaus, links haltend zum «kalten Brünlein», hinauf zur Kälberweid, weiter nach St. Hilarien und aufwärts unter Waldhornschor und Flötenton — «nicht scheut den Tau der zarte Fuß der Damen» — Araschgen links liegen lassend. Höher durch kühlen Tann. Jetzt hören die Wanderer die Herdenglocken. Lichter werden Föhren und Tannen. Die Hütten tauchen auf. Bei welcher lagern? Bei der Salisschen, der Beelischen, bei des Laurers Hütte oder...? Mägde waren vorausgeschickt mit den nötigen «Vivres», als da sind: knuspriges Brot, Wein, Schinken, geräu-

cherte Schüpplige, Zungenwurst, Kaffee, Schokolade usw. Der Tag vergeht unter Spielen, Gesängen, Blumenpflücken, kleinen Ausflügen, in Gruppen nach Wahl und Neigung aufgelockert, mit Winden von Maiensäßkränzen, die den Hut der Jünglinge schmücken.

Ein besonderer Schmaus war die Luckmilch, die mit der von den Teilnehmern aus geschälten Lärchenzweigen gerüsteten «Frusa» oder Schwingbesen geschwungen, «sich endlich doch zum lockeren Schaumgericht erhoben». Mit Zucker und Zitronenschale vermischt und mit braunem Zimt bestreut, ist's wie frühgefallener Schnee mit Rhododendrons Blüten des niedern Alpenrosenstrauch dicht überschüttet.»

Es ist begreiflich, daß die jungen Wanderer, die von Bergsonne und zarter Liebe erhitzen Pärchen ungern schieden. Aber dankbar. «Leb wohl du immer grüner Tannen- und Föhrenwald, mit deinem Weihrauchduft im mysteriösen Schatten. Und euch, ihr lieben guten Kühe, sei auch ein Lebewohl gebracht, die ihr gutmütig uns die weiße, kräft'ge Milch, den süßen Rahm verliehen.»

Nach solchen, ich darf wohl sagen, aristokratischen (oder klassischen?) Maiensäßfahrten geht's später, im realistisch bürgerlichen Zeitalter weniger poetisch zu. Leonhard Herold, der nachmalige Dekan und Rektor der Stadtschulen, machte als Neunjähriger eine Partie in das unterste Maiensäß mit. Es ging zu «wie gewöhnlich bei solchen Familienpartien», mehr erzählt er nicht. Seine ganz besondere Freude war, daß Herr von Planta-Fürstenau mit den Knaben, der spätere Oberst Peter Coaz war dabei, nach Brambrüesch hinaufstieg. Das war 1828. Später wurden offenbar die Familienausflüge häufiger. Männlein,



Churer Maiensäßumzug (Photo Vonow, Chur)

Weiblein, Kind und Kegel krabbelten den schönen Wald hinauf. Viel Jungvolk! Im Känzeli, in Nadigs Maiensäss, bei Jehli und auf Schöneck war Sonntag für Sonntag Tanz. Jehli und Schöneck hatten sogar Parkettböden. «Zogan am Boga...» Aber das sind nicht mehr vorausgeplante Partien, organisierte Gruppenausflüge, es sei denn, daß der Bürgerverein einmal im Juni auf Schöneck pilgert oder die Jungbürger im Tanz auf Brambrüesch ihre Bürgerfähigkeit unter Beweis stellen.

Die Maiensässe und Brambrüesch werden sich auf die neueste Zeit umstellen; die luftige Gondel hat das schöne Ausfluggebiet am Seil erobert. Gebt acht: Brambrüesch wird die hohe, bergluftgekühlte Empfangsstube für vornehme Besucher aus der weiten Welt, für Filmgrößen, Skikönige, Astronauten, die hier für Mondflüge trainieren, Mahardschas, die «billiges» Land kaufen, und wer noch alles! Alle offiziell begrüßt und mit Unionsmusik empfangen. Und der Pizokel lacht dazu, geduldig, wie er ist.

Unter «Maiensäßpartie» versteht man gewöhnlich die jährliche Bergfahrt der Churer Schuljugend. Darüber ist viel Wissenswertes geschrieben worden, von Karl Lendi und ausführlich von Lehrer Johannes Jäger (1939). Ich will mich also der Kürze befleissen, wie die Dauerredner sagen.

Daß man die mühevolle Arbeit in enger Schulstube durch Sport und Ausflüge vorteilhaft unterbricht, wußten die Scholarchen schon vor Jahrhunderten und taten's, wahrlich nicht immer zu ihrem Vergnügen und Dank. Und die Schulbehörde nickte dazu, solang's keine Klägen gab. So scheint der «Rutengang» im 17. Jahrhundert ein Churer Schulfest gewesen zu sein. An einem

schönen Frühlings- oder Sommertag zogen die Schulkinder unter dem Geleite ihrer Lehrmeister und ihrem «Vorsange» vor die Stadt zu Spiel und Tanz. Für diesen Rutengang mußten die Schüler etwas aus einem «christlichen Poeten» auswendig lernen. Fritz Jecklin nimmt an, daß das Festchen «Rutengang» geheißen, weil man einen jährlichen Vorrat von Zuchtruten schnitt und unter Scherz und Gesang einbrachte. (Ich zweifle die Erklärung ein bißchen.) Der Stadtrat schaffte dieses Rutenfest am 25. April 1656 ab «aus vielen erheblichen Ursachen» und auf Anraten von Pfarrer Schwarz.

Nicht besser ging's einem Churer Schulfest, dem Maifest, 1835 von den Zünften angeregt. Die Zünfte wünschten, «zur Ermunterung für Lehrer und Schüler soll ein allgemeines Fest im Frühling oder Herbst veranstaltet werden». Die Lehrer fanden den Vorschlag gut. Man sammelte Beiträge, um an die Schüler Eier, Brot und Würste austeilten zu können. Die Stadt ließ am Rhein in der Au Tische, Bänke, Kletterstangen und Bühne errichten. Die Schüler marschierten auf, jubelnd und singend. Kantonsschüler eilten herzu; Erwachsene trugen Speis und Trank herbei; die ganze Stadt nahm teil. Das Ende war ein Saufgelage, Lärm und Prügelei. Sie konnten solche Feste noch nicht feiern, die Churer, und so gingen die Maifeste unrühmlich ein.

Um Abwechslung in den Schulbetrieb zu bringen, unternahmen einzelne Lehrer, jeder für sich, eine Tagestour in die Maiensässe. Das war offenbar schon im 16. Jahrhundert der Fall. Dann taten sich später wohl einzelne Lehrer zusammen. Jedes Kind steuerte zwei Eier (lieber mehr) bei; die «ehrbaren Lehrerfrauen» berei-

teten einen Tatsch. «Die Nidla war unbezahlbar, und manches Kind verschwand hinter einer Tanne.» Von einem kostümierten Umzug wußte man noch nichts; aber «ein Kranz um den Leib und ein Kränzlein ins Haar» durften nicht fehlen. So berichtete mir eine begeisterte Churerin. Eine Amerika-Churerin hat mich auch aufgeklärt, wie die Buben und Mädchen ihrer Schulkasse das väterliche Taschengeld aufbesserten — mit Rattenfang. Im Süwwinkel wimmelte es damals von Ratten, sogar weiße waren darunter. Die fingen die Lauser und brachten sie ins Bärenloch. Da saß ein Männlein in einem kleinen Verschlag und nahm die Beute ab, 20 Rappen das Stück. Er schnitt den Ratten die Schwänze ab und machte seine Eintragung in das geheimnisvolle Buch, das auf dem wurmstichigen Tisch lag.

Die erste allgemeine Maiensäffahrt erfolgte 1854, Besammlung (um 5 Uhr) und Schlußakt im Seminarhof Nikolai. Von 1879 an blies die vielbeanspruchte Kadettenmusik Tagwacht, in den ersten Jahren um 5 Uhr. Um 6 Uhr ging's durchs Obertor.

Auch die Kostümierung hat ihre Geschichte; sie ist heute eine teure Geschichte. Die Lehrer möchten sie nur alle drei Jahre durchführen. Aber die Mütter! Ihnen ist sie wertvoller als die Bergluft. Und dem Schulrat soll man ja nicht Laxheit in dieser Sache vorwerfen. Ich lese in der Zeitung: «Eingehend befaßte sich der Schulrat (11 Mitglieder) mit der Frage der kostümierten Maiensäffumzüge. Obwohl die Durchführung durch verschiedene Faktoren eine Erschwerung erfahren hat, wurde beschlossen, im Sinne der Hochhaltung einer verwurzelten guten Tradition am Turnus festzuhalten.» Und dies und das wäre

noch zu erzählen und zu schildern, aber der Churer hat's vor Augen, das farbenbunte Bild sonnengebräunter Kinder, das den Rosenhügel herabsteigt, jedes Jahr und hoffentlich noch manches Jahr und freue sich dessen. In der heute so fiebrig sich ausbreitenden Stadt stellt die Maiensäffahrt die Lehrerschaft freilich vor ein paar recht kitzlige Fragen. Aber sie wird es deichseln.

Hat der Leser beachtet, daß sich die Maiensäffpartie auch durch Poeten verherrlichen ließ? Ich erinnere an Alexander Bollettas «Maiensäffahrt der städtischen Schulen von Chur», an Samuel Plattners «Der Piz Okel und die Maiensäffahrt der Churer» (1899) und vor allem an «Die Bergfahrt der Jugend» (1912) von Georg Luck, ein Singspiel, das Wilhelm Steiner auf Anregung von Reallehrer Conrad Schmid vertonte. Das muntere Spiel, für die Churer Sekundarschüler bestimmt, hat dank der bergfrischen, schönen Musik seiner Lieder oft die Churer erfreut. An der Landesausstellung in Bern (1914) kam es siebenmal zur Aufführung, viermal im Mai, zweimal im Juni und ein letztes Mal im Juli. Anfangs August des denkwürdigen Jahres aber tickte der Telegraph durchs ganze Land, eilten die Depeschen in alle Gemeindeämter: Mobilisation!

Der Krieg dröhnte über Europa. Notzeiten kamen. Der zweite Weltkrieg, gräßlicher noch als der erste, brachte die Welt an den Rand des Untergangs. Aber der Pizokel blieb. Die Bergfahrt unserer Jugend blieb. Wir Alten bedenken es mit Dankbarkeit und, rückblickend um viel Verlorenes trauernd, mit — Wehmut. «Laßt uns unser Herz befragen / Nach den Jugendtagen». Der es komponiert, bevor das Wort dazu gefunden, liegt schon lang im Grabe.

Georg Luck

1869—1925

Es sind hundert Jahre seit seiner Geburt; die ihn gekannt, geliebt und geschätzt haben, sind wohl die meisten heimgegangen. Die Jugend aber, die Bündner Jugend, weiß kaum mehr etwas von ihm. Ihr den Dichter Georg Luck nahe zu bringen, ist ein bißchen Heimatsschutz; jedenfalls möcht ich's alter Schulmeister versuchen. Wer die Heimat verliert, ist ins Leere gestellt, ob er die ganze Welt gewänne.

Ein einfaches, stilles Leben wie sein Wort und Lied. Er erblickte das Licht am 26. September 1869 im «Waldhaus» in Obermasans. Das war bis 1893 Luck'sches Besitztum und ging dann als Verwaltungsgebäude der Irrenanstalt an den Kanton. Es war ein einsames Landwirtschaftshaus, wo allenfalls Masanser Hochzeitsgesellschaften feierten. Sonst aber ruhte die Stille der Wiesen und Felder über dem Gehöft; kaum daß werktags etwa ein Bettler anklopfte oder ein Krämerweiblein mit der hohen Tragkiste einkehrte. Die Föhrensäume des herrlichen Fürstenwaldes flossen wie mächtige Schleppen gleichsam vor die Türe und die paar Steinstufen am Eingang. Da stand ein alter Holzapfelbaum und gaukelte glitzernde, tanzende Lichter und Vogellieder in die Kammer des Knaben. Ruch des Waldes, Duft von Salbeiwiesen und Blütenbäumen wehte in lauen Föhn-nächten herein.

Weit oben, wo der Wald im wilden Scaläratobel verzweigt und versickert, ist die Hölle der Churer, ein Privatreservat nur für gebürtige Churer. Wer von ihnen allenfalls je im Leben Unrecht getan, geistert hier in mondleeren Nächten und stolpert über Felsbrocken und Tannengrotzen herum; wer aber wäre nicht dabei? In schwarzen Mitternächten kann es geschehen: ein langer, langer murmelnder Schatten pilgert dem Rheine zu. Der letzte führt ein lediges Rößlein an der Halfter für den, der bald kommen wird. Jetzt donnert der Steinschlag in der Rüfe. Die Füchse bellen. Die Angst schleicht heran . . .

Südwärts, der Stadt zu, hat der Bub das weite, leicht ansteigende Wiesengelände, die Prasserie, ohne Baum und Strauch, ohne Haus und Stall. Nur Gras, Gras, im Winter Schnee, Schnee. Wenn im Winter alles im zarten Duft und Silberdämmer lag, eine Märchenwelt von leiser Schwermut, in die kaum das ferne Pferdegeschell einer Holzfuhr oder der gedämpfte Glockenklang von den Türmen der kleinen Stadt sich wagte, dann war's unsäglich schön. Leonhard Meißer läßt in einem seiner schönsten Aquarelle, «Am Prasserieweg», 1955, Poesie und abseitige Stille des schmalen Feldwegs dieser schönen Welt uns schauen und erleben, ehe die «Neuzeit» alles überbaut und begraben hat. Diese kleine,

reiche Welt war also Georg Lucks Kinderwelt, die seine staunende Seele füllte und mit dunklen Farben tönte.

Er besuchte die Primarschule in Mäns, die Oberschule im Waisenhaus Mäns, dann das Churer Lehrerseminar, das er 1887 mit dem Patent erster Klasse verließ; damals gab es noch solche Rangordnungen. Dann schulmeisteerte er fröhlich in Araschgen, Says und Davos-Laret, stillen Bergdörfern, die ihm Zeit ließen zu luftigen Bergfahrten, Selbststudien und literarischen Versuchen bei rauchender Petrollampe. Er erzählt lachend, wie er einmal mit den Schülern durch die Fenster floh, als der gestrenge Schulinspektor in Sicht kam. Ich vermute, im schönen Wald von Clavadel war's, wo ihm der Waldfrühling als Fee begegnet, die er als «guter Christ» mit überlegenem Humor verschmäht, «im dunklen Forst von Clavadü! Er hatte das Glück, in den «Rheinquellen» Gehör und Aufnahme zu finden. Die «Rheinquellen» waren eine wertvolle Bündner Monatsschrift, herausgegeben von O. Planta-Wildenberg und M. Valär. Ein angesehener Stab von Mitarbeitern bot Geschichte, Erzählung, Belehrung, Unterhaltung und recht viel Lyrik. Karl Heuckel, Victor Hardung, Samuel Plattner, Christian Tarnutzer, Isabella Kaiser, Meinrad Lienert, Ricarda Huch, Klara Forrer und andere Sterne und Sternlein jener Zeit begegnen uns da. Also auch unser Georg Luck, der junge Schulmeister. Er weiß Sagen, kleinere Erzählungen, schreibt über C. F. Meyers Lyrik und gefällige, leicht fließende Gedichte. Die «Rheinquellen» waren zu gut für Graubünden und verstummt darum bald.

Aber Michael Bühler, Redaktor am «Bund», holte seinen Landsmann nach

Bern (1895), daß er sich für den Journalismus vorbereite. Das geschah. Nach kurzer Redaktionstätigkeit am «Freien Rätier» trat er 1898 als verantwortlicher Redaktor am «Bund» an und wirkte hier 28 Jahre lang, Ressort «Ausland». Im letzten Jahrzehnt widmete er sich vor allem den Fragen des Fremdenverkehrs. Als erster hat er am «Bund» die Sportberichterstattung organisiert, und ihm war die regelmäßig erscheinende Seite «Für die Frauen» zu verdanken. Als literarischer Kritiker meldete er sich selten.

Das Feuilleton war Sache Josef Viktor Widmanns, der es rasch zu einem funkelnden Spiegel schweizerischer und deutscher Literatur schliff. Widmanns Einfühlungsgabe, sein Spürsinn für das Echte und Bedeutende, ob alt oder modern, ob heimatlich zahm oder dynamitgeladen, seine Gewandtheit und sein Glanz der Formulierung, sein Witz und Humor, kurz seine Bravour als Feuilletonist machten den «Bund» mit dem «Kleinen Bund» ganz eigentlich berühmt. Von J. V. W. besprochen zu werden, war die nervöse Erwartung aller literarischen Federn. Der «Bund», will sagen das Feuilleton unter J. V. W. zeigt (könnte zeigen), welche Bedeutung die literarisch-künstlerische Seite für das geistige Leben hat (hätte).

Es gilt hier also nicht, den Zeitungsmann Luck herauszuheben. Uns ist er der Schöpfer oder Mitverfasser des Calvenfestspiels, das 1899 auf der Churer Quader das 19. Jahrhundert festlich, leuchtend und mit rührendem Optimismus abschloß. Das Calvenfestspiel meint man in Graubünden, wenn man Calvenfeier sagt; es war seine Krönung. Zwei Ereignisse galt es zu feiern: die Lösung von Österreich 1499 und, da es



Georg Luck

in einem ging, den Anschluß an die Eidgenossenschaft. Das ausgehende 19. Jahrhundert brachte gar manchem Kanton Feststimmung, Spiel und Jubellied. Das Schweizerhaus stand stattlich gebaut, gezimmert und gefügt, verherrlicht durch einen unvergleichlichen Kranz von Fest- und Vaterlandsliedern seines großen Dichters Gottfried Keller. (Den «Salander» schätzte man weniger). Kraftgefühl und Nationalbewußtsein wollten besingen und vergolden.

Graubünden war im Verlauf von hundert Jahren aus einem erschöpften, verelendeten Land ein hoffnungsvoll aufblühendes Staatswesen geworden. Zivil-, Polizei-, Kriminalrecht waren vereinheitlicht. Der Straßenbau kam in Schwung und so das Schulwesen, der Fremdenverkehr. Mit der Eidgenossenschaft war man durch die Vereinigten Schweizerbahnen, heute SBB, enger verbunden. Kurz, es war Grund zum Freuen und Feiern. Man nahm wenig zur Kenntnis, daß draußen in der weiten Welt die Angst vor einem großen Krieg umging, daß Philosophen, Schriftsteller, Nationalökonomen, Politiker das europäische Militärsystem Skandal und Dummheit nannten, nahm wenig wahr, daß das Jahrhundert alles andere als glückverheißend abschloß. Zwar brachte das Jahr 1899 die Friedenskonferenz im Haag. Nikolaus II., Russlands Kaiser, war der Initiant. Aber Wilhelm II., großsprecherisch und eitel, telegraphierte verärgert seinem Vetter Niki, ob er sich vorstellen könne, daß er seine «durch hundertjährige Geschichte geheiligen Regimenter» auflöse. Die Frage Elsaß-Lothringen verunmöglichte die deutsch-französische Versöhnung. Der Konflikt um Faschoda (am obern Nil) brachte Frankreich-England an den Rand des

Krieges. Überall glimmte und knisterte es bedrohlich. Graubünden aber, «hoch oben in Europas Welt», auf ihren lichtumwobenen Bergzinnen, feierte ein Vaterlandsfest, wie es früher hier nie gefeiert wurde und heute schon gar nicht mehr gefeiert werden könnte, darüber täuscht alles Geschwätz von der «Kulturförderung» nicht hinweg. Jene Zeit, ihr Hoffen und Freuen ist vorbei. Und doch kehre ich zu Georg Luck zurück.

Er blieb bis zum letzten Atemzug in der Bündner Erde verwurzelt. Auf seine St. Antönier Herkunft, auf seine Bauernvorfahren war er stolz. Ihr Wesen pulste in seinem Blute, wenn auch die Churer Waldgegend der Jugendtage in seinen besten Gedichten aufsteigt. Er schätzte und liebte das Volkstum, die farbige Lokalgeschichte, dörflichen Schwank und Anekdoten, Sage und Geisterspuk, wie man sie auf dem Hengerbänklein erzählte, Wind- und Wetterzeichen, wie sie die Jäger deuteten. Er beobachtete scharf und schilderte genau. Zum Beispiel seine Schilderung der verlassenen Alp ist ein Meisterstück. Ein paar Sätze daraus:

... «In den Blakten hinter der Hütte schluchzt und gurgelt das Bächlein wie eine menschliche Stimme. Der Brunnen-trog, den es noch vor zwei Wochen bis zum Überquellen gefüllt, steht trocken und leer. Der Zuleitungskänel liegt auf der Bank neben der Hüttentüre.

Am dunkelnden Himmel dampfen gespenstige Wolkenzüge an der bleichen Mondsichel vorüber, ihre Schatten jagen sich über die kahle Trift und an den grauen Felswänden hinauf. Ein harischer Bergwind pfeift durch das Steinigeröll und entblättert die Alpenerlen. In den Alpenrosenstauden raschelt und knistert es wie schwirrende Pfeile und

stöhnt um die Ecken der Hütten ohn'
Unterlaß...»

Er gab «Rätische Alpensagen» heraus, die allerdings heute im Schatten von Arnold Büchlis mächtigem Sagenwerk stehen. Er schenkte, selber ein Nimrod mit schwarzem Kranzbart, den Jagdfreunden das illustrierte Buch «Jägersagen und Jägergeschichten». Er ist zu den Führern der Schweizer Heimatschutzbewegung zu zählen. Ihre erste größere Publikation, «Augen auf», trägt auch seinen Verfassernamen.

Vom Dichter Luck zu reden ist nicht ganz leicht, denn er tritt nur einmal allein auf, in der «Bergfahrt» der Jugend. Sie schildert die Maiensäffahrt der Kinder und Jugendlichen Churs von der frühen Tagwacht, die die Churer Kadetten trommeln, bis zur abendlichen Heimkehr, ohne viel Ausschmückung und auch ohne besondere poetische Gestaltung. Doch bietet sie hübsche Lieder- texte und hatte das Glück, in Wilhelm Steiner einen feinsinnigen Komponisten zu finden. Die Idee zu diesem Singspiel für die Jugendbühne gab, wie an anderer Stelle gesagt, Sekundarlehrer Conrad Schmid, der langjährige Redaktor des Bündner Kalenders, und so darf man das Stücklein eine Gelegenheitsdichtung nennen, wie ja eigentlich auch das «Calven-», das «Waltherispiel» und die «Hochzeit von Unspunnen» Gelegenheitsdichtungen sind. Erst vor bestimmt gestellter Aufgabe kommt Lucks Schaffen ins Quellen und Formen. Einen Festanlaß, kleineren und größeren Ausmaßes, mit beseeltem Lied oder würdigem Prolog zu kränzen, war seine ausgesprochene Gabe. Es ist Michael Bühler, Landsmann und Kollege, mit dem zusammen ihn das Dichten und Trachten freute.

Also Bühler und Luck sind die Verfasser des Calvenfestspiels. Die Musik ist von Otto Barblan. Chöre aus Chur, Vereine und Schulen mit reichem Zug vom Land sammelten sich, die Vergangenheit festlich zu preisen und sie in einem herrlichen Wunder- und Zauber- spiegel zu zeigen. Die Bühne — plastische Gebirgsszenerie, auf der Quader, mit dem Calanda im Hintergrund, war für 1450 Rollen Darstellungsplatz. Edel die Sprache, groß die Geschichtsbilder, ergreifend Barblans Musik, vermochte das Spiel ein ganzes Volk zu packen. Die Vertreter der Eidgenössischen, der kantonalen, der städtischen Behörden, Landsleute aus allen Teilen des Kantons, der Schweiz, von Amerika her, Besucher aus der Schweiz und dem Ausland waren da. 15 000—20 000 Menschen harrten vier Stunden in Kälte und Regen aus, und nicht schämte sich mancher der Tränen, als alles stehend und entblößten Hauptes am Schlusse die Nationalhymne sang. J. C. Heer schrieb am 28. Mai (99): «Ein Festspiel, wie noch keins erlebt worden ist!» J. V. Widmann verfaßte sogar «Ästhetische Ergebnisse des Churer Festspiels». Daraus ein Satz: «Je höher aber die patriotische Festspiel- dichtung uns steht, desto wichtiger ist es auch, daß die öffentliche Kritik kein Sinken ihres künstlerischen Niveaus zulasse.» (Ein Satz, den man heute offenbar vergessen hat.)

Die Autoren Bühler-Luck haben keineswegs einen eigenen, neuen Festspiel- stil angestrebt wie etwa Bernoulli, Ott, von Arx. Sie bringen die Bündner- geschichte, mit eingestreuter Folklore, von der Gründung der rätischen Bünde bis zu deren Sieg auf die Bretter, die die Welt bedeuten. Mit feierlichem Pathos und dem klassischen Vers. Darüber sei

Flucht

Mit einem blonden Rätsel muss ich reisen;
Gehörnig vole blickt es zu mir empor
Was soll das stille Antlitz mir verlieren?
Es schweigt und schwundet ~~schon~~ ^{leis} in ~~Hölle~~ ^{dust} Flor.

Dann wieder tritt es aus der Nacht hervor
Als wolle es einen Weg, ein Glück nur wissen
Doch keinen Laut vernimmt mein lautes Ohr;
Ich wandte, wie in dunklen Zauberkreisen.

auf halbverschlissnen Lippen, jäh geleumert
Entsteht ein Lächeln und die weichen Augen,
Sie blitzen plötzlich hell und stoltz und freud.

Wer hat sie dir? Was soll des Spiel uns tragen.
Ich rase und muss doch dies Rätsel lieben
~~Und fließt hin ist in den Hörnern~~ ^{geblieben}.
Ich fließe und bin doch bei dir

Handschrift-Manuskript von Georg Luck

hier nicht auf Einzelheiten eingegangen. Uns interessiert, was Georg Luck beige-steuert hat, dem ja unsere Gedächtnis-worte gelten wollen.

Nach früheren Gedichten zu schließen und nach Angaben Bühlers schrieb Luck den lyrischen Teil, vor allem die Lieder, und zwar in vier Wochen. Am Anfang klingt kraftvoll und festlich das «Lied vom rätischen Bauernstand». Es lehnt sich an Huonders «Pur suveran», das meines Erachtens schönste Bündner Frei-heitslied. Dann das Lied der Schnitterin-nen, echter Luck. Mit wenigen Strichen ist ein Stück Berggelände gezeichnet, ganz schlüssig und volksliedschön.

Wißt ihr unsern Gerstenacker

Hoch an steiler Halde,
Wo die Hirsche gehn,
Wo die alten Tannen
Vor dem Windzug stehn,
Wo die Haselbüsche
Leise Kühlung wehn,
Klingt im Erntemonat
Unsere blanke Sichel.

Dann das fröhlich-herbe Säumerlied. Den alten Männerchörtern werden noch heute die Augen naß über dem «Glu-glung» und dem «Doch der Veltliner hält uns jung...» Entzückend «Das Lied von der rätischen Traube», dessen Eingang noch heute jeder Churer weiß. «Auf der sonnigen Halde am Mitten-berg...»

Das Lied von der rätischen Traube

Auf der sonnigen Halde am Mittenberg,
Da blühen die Klosterreben,
Da hört man uns täglich beim Winzer-
Ein fröhliches Singen erheben. [werk

So geht es im Frühling, zur Sommerszeit
Im goldigen Herbste nicht minder —
Und täglich der Chorherr uns beneid't,
Des Bistums gehorsame Kinder.

Er segnet den Weinberg, er segnet das
Mit huldreich erhobenen Händen [Land
Vom Hügel, wo einst Sankt Luzi stand
Auf trotzigen Mauerwänden.

Er weiß, ein heidnischer Zauber ruht
Im feurigen Klosterweine,
Der Weinberg, der ist ein heidnisches Gut,
Ihn pflanzte der Römer am Raine.

Und trotz dem stärksten Beschwörungs-
Da ist es nicht ganz geheuer, [wort,
Wenn die Lese beginnt, wenn da und
Erglühen die nächtlichen Feuer. [dort

Dann regt sich's und flüstert's im
raschelnden Laub,
Dann jauchzt es hell durch die Lüfte,
Und wirbelnd entsteigt es dem müden
Staub,
Als wollten sich öffnen die Grüfte.

Wildfröhliche Geister mit Weinlaub im
Umschwärmen die alten Ruinen; [Haar
Ein Taumel ergreift die Winzerschar:
Wir jauchzen und tanzen mit ihnen!

Das Lied, von Barblan entzückend vertont, jubelt am Eingang des 2. Auf-zugs, der die Kriegswirren beginnen läßt. Den Schluß dieses Aufzugs macht das kecke Freiharstlied «Was Spieß und Stange tragen kann»; es sind drei fünf-zeilige Strophen, die sich durch die Reime der Schlußzeilen binden. Dem «Gebet vor der Schlacht» gibt die Musik des Komponisten Otto Barblan feier-liche Wirkung. Im «Sieges- und Frei-heitsgesang», Ende des 4. Aufzugs, «Ein Maien kommt», kündet sich die große

Nietzsche in Chur

Ende Oktober 1872 kommt Friedrich Nietzsche, Professor für alte Sprachen an der Basler Universität, nach zweitägiger Reise in Chur an, von Kopfweh geplagt, niedergeschlagen, teilnahmslos. Er schleppt sich ins Hotel Lukmanier und kriecht ins Bett. Der neue Morgen verspricht einen glanzvollen Sonntag. Föhn durchwärmtdie Gassen. Die Berge sind blankgescheuert. Der Himmel hat tiefes Blau, wie man es nur in Italien oder Südfrankreich kennt. Der Schall der Glocken hallt so laut und klar durchs Fenster, als würden sie ganz nahe geläutet. Still und leer die Stadt; die Leute sind in der Kirche oder beim Frühshoppen oder ausgegangen.

Nietzsche fühlt sich besser, und so wandert er denn nachmittags nach Passugg hinauf, das seit einem Dutzend Jahren weitherum bekannt ist. Nach einer knapp halbstündigen Wanderung auf der Lenzerheidstraße bringt ihn ein Seitenpfad in den Schatten. Hier geht sich's mühelos; man kann seinen Erinnerungen nachgehen. Ach, schmerzlichen Erinnerungen! Tribschen, die Landzunge unter dem ragenden Pilatus, die mit ihrem kleinen Fischerweiler und dem weißen Landhaus unter edlen Bäumen in den blauen See hinaussticht, ist für ihn verlorene Station. Die Freunde, Richard Wagner und Frau Cosima, sind im Frühling nach Bayreuth gezogen.

Frau Cosima, die schlanke, schöne, geistvolle Frau. Ihr Bild steigt vor ihm auf, Ariadne auf der glückseligen Insel Naxos! «Ariadne, ich liebe dich!»

Weiter, weiter den schmalen Weg. Eine Schlucht kommt ihm entgegen. Auf primitiven Brücken und am Berghang sich hinziehenden Wegen dringt er vor und findet das Bad, durch Flaggen angezeigt. Er ist enttäuscht; er hat ein stattliches Pensionshaus erwartet und findet eine mäßige Wirtschaft. Sie ist mit Churer Sonntagsgästen angefüllt, die bequem schmausen, plaudern und Kaffee schlürfen. Er trinkt an der Salz-Soda-Quelle drei Gläser. Dann erlaubt es bald sein veränderter Kopf, sich eine Flasche weißen Asti spumante und weichen Ziegenkäse zu genehmigen. Auch seinem Tischnachbarn, einem Mann mit chinesischen Augen, schenkt er ein. Die Wirtin kommt und händigt ihm ein ganzes Bündel Analysen der Wasser ein, und natürlich erscheint der Besitzer des Bades, den deutschen Gast zu begrüßen und ihn zu einem Rundgang einzuladen. Ein kundiger Führer. Er ist ja der Entdecker der lange verborgenen Quellen, heißt Sprecher, eigentlich von Sprecher, Neffe des verdienten Bündner Staatsmannes Jakob Ulrich von Sprecher, Jenins. Er hat als Sattler in Chur gelebt, aber lieber als Leder geklopft sich in Goldbergwerksunternehmen eingelassen



Passugg, Mineralquellen-Fassung und Trinkhaus, in der Zeit des Churer Aufenthaltes von Nietzsche, nach einer alten Zeichnung von J. Weber

und auf eigene Faust eifrig Schürfungen ausgeführt. Oft streifte er mit seinem treuen Wachtelhündlein in den Felsen und Schluchten umher, und — man glaube es oder nicht — er hat im nächtlichen Traum seine Entdeckung vorausgesehen. Dann hat er den Geologen zu Rate gezogen, die Leute der Gegend ausgefragt, einen Ingenieur aus dem Aargau kommen lassen, und kurz und gut, vor acht Jahren war's so weit; der Bau des Schluchtweges, die Wasserfassung, das Trinkhaus konnten gebaut werden. Man wird neue Quellen finden.

«Ein exalterter Mensch» dieser Sprecher, staunt Nietzsche, aber zugegeben, die Lage ist unglaublich phantastisch. Er trinkt erneut «in guten Quantitäten» von den drei ganz verschiedenen Quellen und lässt den Blick schweifen. Das Tal ist reizvoll, für einen Geologen von unergründlicher Mannigfaltigkeit, ja, Launenhaftigkeit. (Er wird's nachher der Mutter nach Naumburg schreiben.) Es zeigen sich Graphitadern, auch Quarz und Ocker; der Wirt phantasiert gar von Goldadern. «Man sieht die verschiedenen Steingänge und Steinarten gebogen, abgelenkt, zerknickt wie etwa am Axenstein am Vierwaldstätter See, nur viel kleiner und milder.» Sehr sehenswert. Der Besitzer lädt ihn zur Teilnahme an der geplanten Genossenschaft ein, was Nietzsche halb belustigt, halb ärgert. Er gräbt nach andern Goldadern.

Mit dem Sonnenuntergang wandert er heim. Ein kleines Kind mit blassen Haaren sucht Haselnüsse. Ein altes Paar, Vater und Tochter, holt ihn ein und redet ihn an. Der Graukopf, Tischlermeister Hartmann, war vor 52 Jahren auch in Naumburg. Sein Sohn ist Missionar in Indien und wird nächstes Jahr in Chur erwartet. Die Tochter war mehrere Male

in Ägypten und hat Basel als schwüle, heiße Stadt in Erinnerung. Nietzsche begleitet die guten Humpelleute ein Stück weit und kehrt ins Hotel zurück, «mit rechter Freude an diesem Nachmittag». Sie sind so selten, die guten Tage, so selten. Und morgen geht's durch die Via Mala, den bösen Weg — —

1887 nimmt Nietzsche einen längeren Aufenthalt in Chur, vom 12. Mai bis 10. Juni; er will einen jähn Klimawechsel Basel—Engadin vermeiden. Die Professur hat er aufgegeben; er hat Zeit, Zeit in Fülle. Er wohnt auf dem Rosenhügel, wo einmal der Galgen stand, einen Sprung weit von Chur, bei Stadtschullehrer Christ, dessen Frau das kleine Gasthaus führt, an der ersten, kühnen Schleife der Lenzerheidestrasse. Der grüne Bergwald beginnt hier.

Es geht ihm sehr schlecht. Seine Gesundheit ist erschüttert. Was alles haben die vergangenen Jahre gebracht an leiblichen und seelischen Qualen, an Enttäuschungen, Folterungen! Die Neider geiferten. Die Jünger zogen sich zurück. Die Freunde fielen von ihm ab. Und die Lou, die Salomé, das junge Weib mit dem herrlichen Tigerblick! O Hölle. Die Seligkeit auf dem Monte Sacro am Ortasee, die Liebesstunde — Lüge war's! Ihr Gedicht «Lebensgebet», Lüge war's! Und er hat darüber Tränen der Freude vergossen. Hat es komponiert für Chor und Orchester: «Hast du kein Glück mehr übrig mir zu geben / Wohlan, noch hast du deine Pein.» Hohn, Hohn! Und der Klatsch, Verleumdung, öffentlicher Skandal, Streit. Und jene dumme, jene läppische Luzerner Photo! Freund Réé und er an der Deichsel des Leiterwägelchens, darauf kniend die Lou mit der kindischen Peitsche sie, die zwei Narren kutschiert. Schande, Schande! Zum Ver-

rücktwerden! Sie ist ein böser Mensch, schön, gescheit, faszinierend, aber ach, ohne Liebe, ohne Gewissen. — Nur der schöpferische Genius hat ihn aus der grauenvollen Nacht der Verzweiflung in jauchzende Euphorie emporgetragen: «Und Zarathustra ging an mir vorbei.» Sein Tanz- und Spottlied auf den Geist aller Schwere, Lied eines Liebenden und Hassenden, Ungestilltes, Unerfüllbares, das Wort werden will, das ist «Zarathustra».

Stundenlang wandert er im nahen «Schwarzwald», dem dunkelsten und kühnst Churer Wald, gegen Valparghera und den Kalkofen; das ist eine alte Galgen- und Schädelstätte. Er ist ein Wanderer ohne Schatten, tief verwundet und gehetzt. Er achtet der hohen, leise rauschenden Tannen nicht, sieht nicht die nickende Akelei zwischen roten Stämmen; er ist Prinz Vogelfrei, der Gezeichnete. Seine einzige Freundin ist die Einsamkeit.

Geht er einmal in die Stadt hinunter, wer kennt ihn, den mittelgroßen, unauffällig gekleideten Fremden, tief in sich versunken, mit dem Blick wie nach innen, mit den Gesichtszügen voll seltsamen Zaubers?

Die Gastgeber Christ werden ihn in guter Erinnerung behalten. (Der Enkel des «Graukopfs» vom Passugger Sonntag, der nachmalige Stadtpfarrer Benedikt Hartmann, hat die Tochter Christ nach Jahren interviewt.) Er ist immer rücksichtsvoll und anspruchslos, nur daß man ihm Spiegel und Wandbilder verhängen muß, weil alles Glänzende und Helle seine Kopfnerven in schrecklichen Aufruhr bringt. Er spricht immer leise

und freundlich und kann lachend scherzen, wenn ihn nicht schlaflose Nächte, die furchtbaren Schlafmittel, die rasenden Kopfschmerzen und der rebellierende Magen erledigen. Sind die schwarzen Anfälle vorüber, dann schreibt er, schreibt. Auf seinem Tisch liegt die neue Auflage von «Menschliches, Allzumenschliches»; Dynamit ist in dem Buch: Jeder absoluten Wertung gegenüber verhält sich der Verfasser skeptisch. «Wahr — inwiefern? Frei — wozu? Gut — für wen und was?» Ja, ja, Herr Lehrer Christ, dein Gast ist der Verächter des Mitleids, der Verherrlicher blutvollen Lebens, Prophet des Übermenschen und Sänger des Dionysischen, jenseits von Gut und Böse. Und ist doch ein Schwerkranker und, wie Ihr ihn kennt, die Sanftmut selbst.

Chur hat ein Ereignis. Der junge, hochbegabte Musikdirektor Otto Barblan führt mit seinem gemischten Chor Schumanns «Das Paradies und die Peri» auf. Marie Fillunger, die berühmte Konzertsängerin aus Frankfurt am Main, singt die Peri. Es wird eine große Sache. Da sitzt denn auch Friedrich Nietzsche im Konzertraum — läuft schließlich davon. «Nein, welche schändliche Verweichlung des Gefühls! Und was für ein Philister und Biedermann schwimmt mit in diesem See von Limonade gäzeuse . . .» Das hält er nicht aus.

Und der Churer Föhn ist auch nicht für Kopfwehkranke. Fort, im rasselnden Postwagen über die Berge, die Berge, ins Engadin!

«6000 Fuß jenseits von Mensch und Zeit . . .» Vielleicht noch einmal schenkt ihm das Hochtal jubelnde Tage?

Brechts «Antigone» in Chur

Diese Brecht-Uraufführung am 15. Februar 1948 gab viel zu reden. Dafür, dagegen. Sie gehört heute der Theatergeschichte an. Es gibt eine ganze Literatur darüber; die Bühnengestaltung Brechts, die Inszenierung Caspar Neplers, Aufführungsliste, Rezensionen und vieles andere hat Werner Hecht zusammengestellt und der Suhrkamp Verlag (Frankfurt am Main) veröffentlicht, 1—10 Tausend 1965. Die Churer Aufführung ist als «Antigonemodell 1948» und ferner durch 94 photographische Aufnahmen festgehalten (Gebrüder Weiss Verlag, Berlin) und in die Theaterliteratur eingegangen. Besonders hervorheben möchte ich einen ausführlichen, geistvollen Aufsatz von Hans Curjel «Brecht's Antigone-Inszenierung in Chur 1948». Er findet sich in dem Bändchen «B. Brecht, Gespräch auf der Probe», Sanssouci-Verlag. Das schöne Buch bringt auch Aufnahmen unseres bekannten Churer Photographen Vonow.

Die erste Frage heißt natürlich naiv-bescheiden, wie wir sind, wie Chur «zwei Stunden von Zürich», nach Brecht, zu dieser Aufführung kam. Ich kann's mit Hilfe Curjels klar beantworten. Brecht war kurz vorher aus Amerika gekommen und traf in Zürich, das erstmal nach 1933, Dr. Curjel, der damals das Churer Theater leitete, «das sonderbare Churer Stadttheater mit seiner nur

viermonatigen Winterspielzeit und seinen der Atmosphäre der kleinen Kantonshauptstadt etwas konträren künstlerischen Zielen.» Das Gespräch der beiden in der schmalen Stadelhoferstraße, November 1947, führte zum Beschuß: die «Antigone» aufführen!

In den ersten Januartagen 1948 kamen Brecht, Neher und Helene Weigel in Chur an und pilgerten unbekannt und unerkannt zum Hotel «Stern», wo sie nun für 5 Wochen Wohnsitz hatten. Die Churer Regie war Brechts erste praktische Theaterarbeit in Europa, seitdem er 1933 Deutschland verlassen hatte. Eine lange Probenzeit begann. Wer Brecht ein bißchen kannte, sein politisches und künstlerisches Credo und sein bisheriges Werk kannte, der wußte, die Churer «Antigone» könnte ein Wagnis werden. Er war einverstanden, daß während der schweren Probenzeit vor seinem ein anderes Stück aufgeführt wurde, der Lustspielschwank «Das Haus in Montevideo» von Curt Goetz. Goetz hatte die Hauptrolle und das Publikum ein mächtiges Vergnügen. Brecht und Goetz! Es muß unterhaltend gewesen sein, mit den beiden zusammen zu sitzen; Goetz der «geistige Bonvivant mit den Zügen eines Grandseigneurs» und der Proletarierdichter Brecht, der «Theaterlehrmeister» und Avantgardist. Witz und tiefere Schlau-

heit überkreuzten sich in faszinierender Weise in ihrer Unterhaltung, wie uns Curjel berichtet. Es spricht übrigens für Brecht, daß er das von Goetz represen-tierte Theater anerkannte. Aber für die Churer «Antigone» mußte nun schon einiges getan werden.

Und es ist denn auch verschiedenes vorbereitend getan worden, um Interesse und Verständnis für das Wagnis zu erreichen. Vor der «offiziellen Uraufführung» fand eine Vorstellung für Presse und Gäste statt. Betty Wehrli-Knobel schrieb frisch und liebenswürdig, wie immer, in der «NBZ» über den Dichter Brecht «mit dem eigenwilligen interessanten Kopf und dem wachen, betrachtenden Blick» und wies auf sein Schaffen hin. Im Ratssaal boten Prof. Hans Meuli und Dr. Curjel klare Einführungen. Die Kantonsschüler hatten ihre besondere Einführung Prof. Meulis und ihren Theaterabend. Am 15. Februar 1948 ging die Uraufführung über die Bühne des «Rätushof».

Aber nun wird ein Blick nötig sein, zurück in die ferne große Welt der Griechen, auf das Theater der athenischen Demokratie des fünften vorchristlichen Jahrhunderts. Es war Gottesdienst, Weihefest für Dionysos, den Erlöser aus Menschennot und Erdenleid. Es war aber auch staatspolitisches Erlebnis, Erfahrung der Gemeinschaft. Der Staat organisierte es, krönte die besten Aufführungen und bestimmte die Festzeiten im Frühling. Was der Grieche da schaute, waren die uralten, dämmergrauen Heldensagen, von begnadeten Dichtern in herrliche Sprache gegossen, war das Walten der Götter, das unbegreifliche Mensenschicksal. Zu den größten Dichtern gehörte Sophokles (geb. 496, gest. 406 v. Chr.), zu den

großen Tragödien seine «Antigone». Antigone, die ragende Hauptgestalt des Werkes stammte aus dem fluchbeladenen Hause des Oedipus und der Jokaste; erschütternd ist ihr Schicksal, das der Dichter in gewaltigen Szenen entrollt. Die «Antigone» wurde 442 v. Chr. in Athen uraufgeführt.

Dies in Kürze die Handlung: Polyneikes hat gegen seine Vaterstadt das Heer der Argiver aufgeboten. Um die Entscheidung zu erzwingen, kämpft er gegen den eigenen Bruder Eteokles. Beide fallen im Speerwurf. Nun ist Kreon, der Bruder Jokastes, Schwager des Oedipus, Herrscher von Theben. Er erläßt ein Verbot, den Leichnam des Verräters Polyneikes zu bestatten. Das ist gegen Göttergebot. Antigone begräbt den Bruder trotz aller Drohungen und verstößt gegen die unerbittlich-herzlose Staatsmacht. Sie wird lebendig begraben. Aber Kreon bezahlt seinen Machtwahn mit dem Tod seines Sohnes, der Antigone anverlobt ist, und seiner Gattin. Er ist der Geschlagene. Wie spät im Leben wird dem Menschen Weisheit!

«Es tilgt sich vermess'en Wort
In unermeßlichem Schicksalsschlag
Und lehrt im Alter noch Einsicht.»

Es gibt Urworte, Urerlebnisse; sie entschleiern sich in strahlenden Stunden höchsten Glückes oder vielleicht in den letzten Stunden, wenn die Flamme des Lebens verlöscht, oder auch sie steigen in furchtbaren Katastrophen der Völker aus dem Dunkel unauslotbarer Tiefen. Antigone, die liebende Schwester und die opfernde Magd im Dienst der Götter. Sollte das nicht ein ewiges Ereignis sein?

Nicht den Geist der Antike wollte Brecht beschwören. Die Gegenwärtigkeit des Antigone-Stoffes und Gehaltes sollte



Zwei Aufnahmen
der Churer Uraufführung
von Brechts Antigone

zur Darstellung kommen in einer Zeit des völligen materiellen und geistigen Zusammenbruches. Ein gewaltiges Reich lag in gewaltigen Trümmern. Die Hybris seines wahnsinnigen Führers war ins Leere, ins Nichts verblasen. In zerbombten Stätten unsagbares Grauen.

Das hebt gleich das Vorspiel der Brechtschen «Antigone» grell und erbarmungslos heraus. Zwei Schwestern quälen sich — im untergehenden Berlin 1945 — mit der Frage, wer den erhängten Bruder vom Marterholz abschneiden soll. Es ist Tagesanbruch. Die erste spricht:

«Und als wir kamen aus dem Luftschutzkeller
Und es war unversehrt das Haus und heller,
Als von der Frühe, vom Feuer gegenüber, da
War's meine Schwester, die zuerst es sah.»

Alles Kultische und Mythologische ist weggefallen, die «Antigone» des Sophokles «durchrationalisiert» Polyneikes, der Bruder der Antigone, ist nicht mehr der ehrlose Verräter; er flüchtete, von Grauen geschüttelt, als er sah, wie der Bruder von Pferdehufen zertrampelt wurde. Kreon ist nicht mehr der strenge Herrscher; er ist tyrannisches Scheusal. Brechts Antigone ragt und fällt als ein Opfer des Widerstandes gegen schmähliche Unterdrückung. Das Schicksal des Menschen ist der Mensch.

Das wurde durch Bühne und Darstellungsstil zu fast schockierender Deutlichkeit. Bei Sophokles der freie weite Platz. Bei Brecht, besser, bei der Antigone-Bühne seines routinierten Mitgestalters Caspar Neher, ein Halbrund, beklebt mit geröteten Binsen. Ringsum Bänke, auf denen die Schauspieler ihr

Stichwort abwarten. In der Mitte eine Lücke, durch welche die Darsteller auf- und abtreten. Das kleine, grell beleuchtete Spielfeld ist durch vier Pfähle begrenzt: es sind die Pfähle, barbarische Götzenpfähle, mit den Pferdekopfskeletten. Im Vordergrund, links, das Brett für die Bachusstabmasken, der kupferne Lorbeerkrantz Kreons, Hirschschale und Weinkrug Antigones und der Hocker für den Seher Tiresias. Auf die Requisiten wurde besondere Sorgfalt verwendet. Sie wurden bei guten Churer Handwerksmeistern in Arbeit gegeben. Dies geschah, wie Brecht sagt, nicht um sie dem Publikum oder den Schauspielern echt erscheinen zu lassen, sondern einfach um schöne Gegenstände auszuliefern. Zu Beginn der Vorstellung wird eine Tafel mit Ort- und Zeitangabe herabgelassen. Kein Vorhang. Das «Geheimnisvolle», «Zaubermaßige», «Überwirkliche» ist vermieden (Neher), die nichtillusorische Spielweise angestrebt. Die Lampenapparatur ist sichtbar, da Brecht der Meinung ist, das offene Zeigen der Lichtquellen könne ein Mittel sein, nicht gewünschte Illusion zu verhindern. Keine Pausen. Die Spieler sitzen offen auf der Bühne und nehmen erst im Spielfeld ihre Haltung ein. Der Bühnenarbeiter geht sichtbar im grau-blauen Mantel an seine Arbeit.

Die Männer sind mit unbemalter Sackleinwand gekleidet, die Frauen in Baumwolle. Antigone und Ismene grau. Kreons und Hämons Kostüme haben rote Ledereinsätze. Die Wahl der Stoffe war von der Sparsamkeit gefordert. Zur Freude der Regie ging aus diesem Zwang zum Sparen ein künstlerischer Einfall hervor: der Rupfen der Männerkostüme spielte mit dem gleichen Stoff der Paravents wirkungsvoll zusammen.

Die Gesichter fahl geschminkt. Geste, Rede verhalten, ohne Pathos, ohne Gefühlsausbruch. Brecht verzichtete auf psychologische Beseelung und differenzierte Klangstärke. Harte, klare, nüchterne Skandierung.

An bestimmten Stellen setzte Brecht klingenden Stoff» in die Inszenierung ein als «klanglich architektonisches Element» im Aufbau der Szenen. Es sollten «Grundgeräusche musikalischer Substanz sein» (Curjel). Welch seltsames Instrument brachte sie hervor? Curjel konstruierte es. Man entfernte Dämpfung und Hammerwerk eines Konzertflügels. Man schlug mit flachen Händen, mit Brettern, Klöppeln und kleinen Metallplatten in bestimmtem Rhythmus auf die Saiten des Flügels und nahm das klangliche Ergebnis auf Grammoplatten auf.

Brecht nahm die Hölderlinsche Umdichtung als Vorwurf, verfuhr aber oft frei und erlaubte sich Zusätze und Kürzungen. Originell ist die Idee seiner «Brückenverse». Durch sie wollte er den Schauspieler aus der neutralen Zone in das Spielfeld führen, ein pädagogisches Experiment, auf das die Schauspieler, mit Ausnahme der Weigel, nicht recht reagierten. Pädagogik und Kunst gehen nicht immer Arm in Arm.

Im Prolog wird durch Tiresias vorgestellt:

... Unbekannt
Ist euch der Stoff des Gedichts, der
den einstigen Hörern
Innig vertraut war. Deshalb erlaubt uns
Ihn euch vorzustellen ...

Vielleicht möchte der eine und andere Leser noch die Schauspieler von damals kennen. Also, Regie: Caspar Neher, Bert Brecht. Bühnenbild: Caspar Neher.

Antigone: Helene Weigel a. G.

Ismene: Marita Gleuck

Kreon: Hans Gaugler

Hämon: Jan Steinberg

Wächter: Arthur Stärkle

Tiresias: Hans Sauden

Bote: Hermann Schell

Die Männer von Theben: Peter Drost, Hans Duran, Alfred Schultz, Ludwig Zimmerlin.

Botin: Valeria Steinmann

Mägde: Olga Gloor, Xenia Hagmann

Am 14. März darauf gastierte unser Ensemble im Schauspielhaus Zürich. Die Schauspieler hatten nach über 30 Proben durchgehalten und durften sich dieser Anerkennung freuen. Zürich ist die schweizerische Eichstätte für Literatur; wer da nicht «mitmöggt, tut mir leid».

Nun habe ich die Churer Aufführung doch nicht lebendig werden lassen, vieles gesagt und doch wohl zu wenig. Ich verweise also auf «Brecht, Die Antigone des Sophokles, Materialien» und die erwähnten photographischen Aufnahmen. Auf eine Bemerkung in der Publikation will ich noch antworten. Es heißt S. 148: «Die Antigone des Sophokles wurde 1948 in dem kleinen Schweizer Theater von Chur zum ersten Mal aufgeführt. Die Provinzkritik erkannte weder die Bedeutung der Bearbeitung noch die Aufführung.» Diese Bemerkung ist arrogant und berichtet falsch. Unsere «Provinzpresse» besprach gewissenhaft, sehr ausführlich und mit großem Ernst die Aufführung. Brecht ward gelobt. Neher, als «einer der ersten Bühnenbildner unserer Zeit», ward gelobt. «In wahrhaft visionärer Schau hat Brecht dieses Stück gestaltet.» So schrieb A. B. im «Bündner Tagblatt» (Redaktor Brügger) usw. Wenn in andern Zeitungen (NBZ und Freier Rätier) auch Bedenken,

Einwände und Fragen sich meldeten, so spricht das nicht gegen die «Provinzkritik». (Ernst Ginsberg hat Brechts «Antigone» leidenschaftlich abgelehnt.)

Was sagt denn Curjel? «Der Eindruck, der von der Aufführung ausging, war selbst bei den mit Bedenken geladenen Churer Kritikern stark.» Nun, also. Er schreibt allerdings noch etwas, nämlich: «In Chur machten die Gebildeten gegen die geistige und optische Härte, die ihnen von der Bühne entgegentrat, stille Opposition, so daß die wenigen Aufführungen vor leeren Häusern stattfanden.» Die Churer Gymnasiasten und die Schierser Schüler aber begriffen die Tiefe und künstlerische Wirklichkeit des seltsamen Theater-Ereignisses, meldet wieder Curjel.

Brecht selber wollte, und das sollte beachtet werden, das Churer Modell 48 keineswegs aufgestellt haben, um die Aufführungsweise zu fixieren, «ganz im Gegenteil!» ... «gerade daß seine Mängel nach Verbesserungen schreien, sollte die Theater einladen, es zu benutzen.» Mit diesem Churer Modell, berichtet Bruno Schäfer in der «Weltwoche» (24. Februar 1967), habe die Inszenierung des «Living Theatre» in Krefeld-Münchengladbach am 18. Februar 1967 kaum mehr etwas zu tun. Das «Living Theatre» führt weit ab vom üblichen Begriff «Theater». Damit könnte ich hier den Vorhang ziehen, aber Brecht hat keinen. Also noch ein kurzer Monolog, bevor die Lampen löschen.

Ich erinnere mich, daß damals in Verbindung mit Brecht das schreckliche Wort «Kommunist» geraunt wurde. Dies

schreckliche Wort hat heute von seinem Schrecken verloren. Die Schweizerpresse meldet Zunahme des Osthandels. Ja, dann!

Der Philosoph hat recht, unser Zeitalter ist ein Zeitalter des rechnenden Denkens, der beherrschenden Technik. Das eigentliche, das sinnende Denken, das «die Ur-Kunde des Seins erkennende Denken», sagt der Philosoph — es ist Martin Heidegger —, lebe nur noch in Reservationen fort. Ich frage: im Spielfeld der Dichter? —

Brecht hört einmal mit Interesse Friedrich Dürrenmatts Frage, ob die heutige Welt durch Theater überhaupt noch wiedergegeben werden könne. Ja, sagt Brecht, aber nur wenn sie als veränderbar aufgefaßt wird. Darauf Dürrenmatt: Brecht ist konsequent, wenn er in seine Dramaturgie jene Weltanschauung einbaut, der er, wie er meint, angehört, die kommunistische. Aber seine Dramen sagen manchmal das Gegenteil von dem, was sie auszusagen behaupten, weil der Dichter Brecht dem Dramaturgen Brecht durchbrennt. —

Welche Weltanschauung baut Dürrenmatt in seine Komödien ein? Ich kann seinen Interpreten nicht überall folgen.

Wird es sein (oder werden), daß Dichter und Denker, Weise und Propheten uns aus dem Höllenstrudel dieser Zeit wieder emporführen in eine Welt, die Kraft gewinnt, aufbaut und denen, die nach uns kommen, ein Steuer in die Hand gibt, auszufahren zu glücklichen Ufern? Eine Frage und ein inniger Wunsch!

Hinweise

Die Schinznacher Tafelrunde, als Heft 12 «Der Bogen» erschienen, Tschudi-Verlag, St. Gallen —

Das Schriftchen «Jupiter und Schinznach, Drama per Musica» in der Kantonsbibliothek in Chur.

Goethes Erziehungsideen, 1932 erschienen im Jahresbericht des Bündner Lehrervereins —

Gundolf: Goethe. Spranger: Goethe und die Metam. des Menschen (in «Kultur und Erziehung»). Muthesius: Goethe, ein Kinderfreund. Muthesius: Goethe und Pestalozzi. Krieck: Erziehungs-Philosophie. Voest: Goethe soziale und pädagogische Ideen (Die Arve 1928, Heft 5). Thomas Mann: Goethe und Tolstoi, zum Problem der Humanität. Eine neue Quelle der «pädag. Provinz», Jungmann in «Schweizerische pädagogische Zeitschrift», 33. Jahrgang, 1923, Heft 4 und Antwort von Muthesius im Feuilleton der N. Z. Z. 1923, Nr. 1102 und Nr. 1107.

Matthias Claudius, 1966 erschienen im Bündner Schulblatt, Heft 2 —

Benutzt: Werke (4. Auflage), Stuttgart 1834. / «Es gibt was Besseres in der Welt», ausgewählte Werke mit Erinnerungen von Agnes Perthes. Vorwort von Hans Jürgen Schultz; C. Bertelsmann. / «Der heitere Claudius», im Aldus Manutius Verlag, Zürich; Begleitwort von Traugott Vogel. / «Matthias Claudius, Der Wandsbecker Bote», mit Einführung von Walter Flemmer, Goldmanns Gelbe Taschenbücher, Band 894, München.

Johann Salis-Seewis, erschienen im Bündner Jahrbuch 1963

Adolf Frey, Salis-Seewis, Huber, Frauenfeld 1889, E. Jenal, Salis-Seewis, Verlag Bischofberger, Chur, 1934, B. Hartmann, Daniel Willi und die Anfänge des Pietismus, Bischofberger, Chur 1957.

Rufer, Salis-Seewis als Patriot, Bischofberger, Chur, 1938.

Cherbuliez, Der Dichter J. G. von Salis und das deutsche Lied, Bünd. Haushaltungsbuch 1935, Bischofberger. — Der Brief Vossens an Salis aus «Das Wort», literarische Beilage zu «Du», Atlantis, April 1965, 6. Jahrgang, Nr. 4.

Die Schillerlocke, erschienen im Bündner Jahrbuch 1967

Nietzsche, erschienen in Merian, Monatsschrift der Städte und Landschaften, Heft 10 / XVIII, Oktober 1965

Brechts «Antigone», erschienen im Bündner Jahrbuch 1968

Eine weitere Schriftenreihe des Calven-Verlages *Historia rhätica* ist der bündnerischen Geschichtsforschung gewidmet.

Sie wird eröffnet mit einer Arbeit von Martin Bundi: Der Bündner Kriegsdienst in Holland um 1700.

Calven-Verlag Chur



Über den Autor

Martin Schmid, Dr. phil., von und in Chur, geboren am 18. August 1889, von 1927 bis 1954 Direktor des bündnerischen Lehrerseminars, veröffentlichte u. a.

Gedichte:

«Stille Wege», Verlag H. R. Sauerländer, Aarau, 1923

«Gedichte», Verlag Bischofberger, Chur, 1934

«Der kleine Leuchter», Aehren Verlag, Affoltern, 1948

«Bergland», Verlag Oprecht, Zürich, 1943

«Trink, meine Seele, das Licht», Verlag Oprecht, Zürich, 1937

«Tag und Traum», Aehren Verlag, Affoltern, 1956

«Ausgewählte Gedichte», Calven-Verlag, Chur, 1964

Bühnenspiele:

«Der Empörer», Verlag Sauerländer, Aarau, 1924

«A Churer Tanzgamedi», Verlag Schuler, Chur, 1923

«Für Herd und Glauben», Zwingli-Verlag, Zürich, 1940

«Rumpelstilzchen», Verlag Bischofberger, Chur, 1947

«Festspiel zur Hundertfünfzigjahrfeier» der Bündner Kantonsschule, Verlag Bischofberger, Chur, 1954

Abhandlungen und Monographien:

«Das Calvenbuch», Verlag Schuler, Chur, 1932

«Die Bündner Schule», Verlag Oprecht, Zürich, 1942

«Die kulturpolitische Lage Graubündens», Verlag Bischofberger, Chur, 2. Aufl., 1947

«Chur, ein Taschenbüchlein», 4. Aufl., Verlag Bischofberger, Chur, 1966

«Marschlins, eine Schule der Nationen», Verlag Bischofberger, Chur, 1951

«Bekanntes und unbekanntes Graubünden» (zusammen mit Hans Meuli), Artemis Verlag, Zürich, 1953

«Graubünden», Eugen Rentsch Verlag, Zürich, 1960